Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1196. Band.

XII. Serie. 96.

Das Pfarrhaus Framley. Von Anthony Trollope.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das Pfarrhaus Framley.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von: „Doctor Thorne," „Schloß Richmond" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das Pfarrhaus Framley.

Zweiter Band.

Erſtes Kapitel.

Gatherum Caſtle.

Am Dienſtag Morgen erhielt Mark den Brief ſeiner Gattin und die Zehnpfundnote, wodurch die Poſtoffizianten von Barſetſhire einen ſtarken Beweis ihrer Ehrlichkeit lieferten.

Dieſer Brief, der in größter Eile geſchrieben worden, während Robin, der Briefträger, eine Kanne Bier trank, war nichtsdeſtoweniger ein großer Beweis von Fanny's Liebe und ihrem großen Triumph.

„Ich habe blos einen halben Augenblick Zeit, um Dir das Geld zu ſchicken," ſchrieb ſie, „denn der Briefträger ſitzt draußen und wartet. Wenn ich Dich wiederſehe, werde ich Dir erklären, warum ich in ſo großer Eile bin. Thue mir zu wiſſen, daß Du das

Geld richtig erhalten haſt. Es iſt nun Alles ausgeglichen, und Lady Lufton war vor kaum einer Minute hier. Es war ihr nicht ganz recht, Dein Beſuch in Gatherum Caſtle, meine ich, aber Du wirſt Nichts darüber hören. Nur vergiß nicht, daß Du Mittwoch über acht Tage in Framley Court diniren mußt. Ich habe es in Deinem Namen verſprochen. Nicht wahr, Du kommſt? Wenn Du länger wegzubleiben verſuchſt, als Du geſagt haſt, ſo komme ich und hole Dich. Ich bin aber überzeugt, daß Du nicht länger bleiben wirſt. Gott ſegne Dich, mein lieber Mann. Mr. Jones hielt uns dieſelbe Predigt, die er am zweiten Sonntage nach Oſtern hielt. Zwei Mal in einem und demſelben Jahre iſt doch ein Wenig zu oft. Gott ſegne Dich! Die Kinder befinden ſich vollkommen wohl. Mark ſendet Dir einen recht großen Kuß. — Deine Fanny."

Als Mark Robarts dieſen Brief las und dann in die Taſche hineinknautſchte, fühlte er, daß derſelbe weit zufriedenſtellender war, als er verdiente.

Er wußte, daß ein Kampf ſtattgefunden haben mußte und daß ſein Weib, tapfer für ihn kämpfend, den Sieg errungen hatte. Eben ſo wußte er auch, daß ſie dieſen Sieg nicht der Gerechtigkeit ihrer Sache verdankte.

Er hatte oft zu ſich ſelbſt geſagt, er werde ſich

vor Lady Lufton nicht fürchten, nichtsdestoweniger aber diente diese Nachricht, daß er keine Vorwürfe zu erwarten habe, ihm zur großen Herzenserleichterung.

Am nächstfolgenden Freitage ging die ganze Gesellschaft zu dem Herzog und fand, daß der Bischof und seine Gemahlin bereits angekommen waren. Dasselbe war der Fall mit verschiedenen anderen Leuten, meistens bemerkenswerthen Personen entweder nach dem Urtheil der Welt im Allgemeinen, oder nach dem von West-Barsetshire.

So war zum Beispiel ein Lord Boanerges da, ein alter Mann, der in allen Dingen seinen eigenen Weg ging und von Allen — wie es schien, selbst von dem Herzog — als ein intellectueller König, aber keineswegs von constitutioneller Art — oder vielmehr als ein intellectueller Kaiser betrachtet ward, der sich anmaßte, alle Fragen des Geistes ohne Beihülfe irgend welcher Minister zu entscheiden.

Baron Brawl war auch mit da. Dieser war Jurist und Criminalrichter und ein so jovialer Gast, wie nur je Einer ein Landhaus besucht, in seinen Scherzen aber zuweilen etwas derb.

Ferner sah man hier Mr. Green Walker, einen jungen, aber aufstrebenden Mann, der vor nicht langer Zeit seinen Constituenten eine Vorlesung über ein populäres Thema gehalten hatte. Mr. Green Walker

war ein Neffe der Marquise von Hartletop, und die Marquise von Hartletop war eine Freundin des Herzogs von Omnium.

Unser Freund Mark Robarts fühlte sich in der That ein Wenig stolz, als er sich überzeugte, aus was für Personen die Gesellschaft bestand, in welche er so dringend eingeladen worden.

Wäre es wohl klug von ihm gewesen, aus Rücksicht für die Vorurtheile der Lady Lufton eine solche Einladung auszuschlagen?

Da die Gäste so zahlreich und so vornehm waren, so hatte man das große Frontportal von Gatherum Castle geöffnet, und der mit Trophäen, Marmorbüsten aus Italien und seltenen Rüststücken gezierte große Saal wimmelte von Herren und Damen und hallte in ganz ungewohnter Weise von vielen Tritten wider.

Der Herzog selbst war, als Mark mit Sowerby und Miß Dunstable hier ankam — denn in dem vorliegenden Falle reis'te Miß Dunstable in dem Phaëton, während Mark den Bedientensitz einnahm — der Herzog selbst war in diesem Augenblicke in dem Salon und bezeigte sich äußerst höflich und zuvorkommend.

„O, Miß Dunstable," sagte er, indem er diese Dame bei der Hand ergriff und an das Kaminfeuer

führte, „nun fühle ich zum ersten Male, daß Gatherum Castle nicht umsonst gebaut worden.“

„Das hat auch Niemand je vermuthet,“ sagte Miß Dunstable; „wenigstens bin ich überzeugt, daß der Architekt, als ihm seine Rechnung bezahlt ward, dies nicht dachte.“

Und Miß Dunstable stemmte, um ihre Zehen zu wärmen, dieselben so ruhig und ungenirt auf den Feuerschirm, als ob ihr Vater anstatt eines Quacksalbers ebenfalls ein Herzog gewesen wäre.

„Wegen des Papageis haben wir die strengsten Befehle ertheilt,“ sagte der Herzog.

„Aber ich habe ihn ja gar nicht mitgebracht,“ sagte Miß Dunstable.

„Und ich habe ausdrücklich seinetwegen ein Vogelhaus bauen lassen, ganz so, wie es die Papageien in ihrem Vaterlande zu bewohnen pflegen. In der That, Miß Dunstable, das nenne ich unfreundlich. Ist es zu spät, um ihn holen zu lassen?“

„Er reis'te mit Doctor Easyman zusammen und ich konnte diesen nicht wohl seines Gefährten berauben.“

„Warum nicht? Ich hätte ja noch ein zweites Vogelhaus bauen lassen können,“ entgegnete der Herzog. „In der That, Miß Dunstable, die Ehre, die Sie mir erzeigen, hat dadurch die Hälfte ihres Glan-

zes verloren. Aber der Pudel — ich hoffe immer noch auf den Pudel."

„Und in dieser Beziehung soll Ihre Hoffnung nicht getäuscht werden, Herr Herzog. Wo steckt er denn?" fragte Miß Dunstable und sah sich um, als ob sie erwartete, es werde Jemand wirklich ihren Hund ihr nach in den Salon gebracht haben. „Ich muß wirklich gehen und sehen, wo er ist. Denken Sie sich nur, wenn er zufällig unter Ihre Hunde geriethe, Herr Herzog! Welch' eine Gefahr wäre dies für seine Moralität!"

„Soll dies eine persönliche Anspielung sein, Miß Dunstable?" fragte der Herzog, aber die Dame hatte sich schon von dem Feuer hinweggewendet und der Herzog ward dadurch in den Stand gesetzt, seine andern Gäste zu bewillkommnen.

Er that dies mit großer Artigkeit.

„Sowerby," sagte er, „ich freue mich, zu finden, daß Sie die Vorlesung überlebt haben. Ich kann Ihnen versichern, daß mir bange um Sie war."

„In der That ward ich auch erst nach längerer Zeit im Gasthause zum Drachen durch Anwendung tonischer Mittel wieder in's Leben zurückgerufen. Wollen Sie, Herr Herzog, mir erlauben, Ihnen Mr. Robarts vorzustellen, welcher bei dieser Gelegenheit nicht so glücklich war? Man fand es nothwendig, ihn

nach dem bischöflichen Palast zu bringen, wo er sich einer sehr durchgreifenden Behandlung unterziehen mußte."

Und der Herzog reichte Mr. Robarts die Hand und versicherte ihm, daß er sich glücklich schätze, seine Bekanntschaft zu machen. Er habe schon oft von ihm gehört, sagte er, und dann erkundigte er sich nach Lord Lufton und bedauerte, daß er bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, diesen zu bewegen, ein Mal nach Gatherum Castle zu kommen.

„Aber die Vorlesung hat Ihnen viel Amusement bereitet, nicht wahr?" fuhr der Herzog fort. „Es trat noch eine zweite Person auf, welche den armen Harold Smith fast verdunkelte, war dem nicht so?"

Mr. Sowerby entwarf hierauf eine belustigende Schilderung der kleinen Episode mit Mistreß Proudie.

„Ihr Schwager ist dadurch in seiner Eigenschaft als Vortragender natürlich auf immer ruinirt," sagte der Herzog lachend.

„Wenn dies der Fall ist, so sind wir Mistreß Proudie zum tiefsten Danke verpflichtet," sagte Mr. Sowerby.

Und dann kam Harold Smith selbst hinzu und empfing die aufrichtigen und herzlichen Glückwünsche des Herzogs über den Erfolg seines Unternehmens in Barchester.

Mark Robarts hatte sich mittlerweile abgewendet, und seine Aufmerksamkeit ward natürlich durch die laute Stimme Miß Dunstable's angezogen, welche auf ihrem Wege durch die Zimmer mit einigen ihr sehr lieben Freundinnen zusammengetroffen war und sich keineswegs angelegen sein ließ, ihre Freude über dieses Wiedersehen vor dem Publikum zu verbergen.

„Ach, das ist schön!" rief sie und eilte auf eine sehr gut gekleidete, anziehende junge Dame von sehr ruhigem Gesichtsausdrucke zu, welche am Arme eines Herrn auf sie zukam. Der Herr und die Dame waren, wie sich ergab, Mann und Frau. „Das ist herrlich! Das ist fast mehr, als ich gehofft habe."

Und sie umarmte die junge Dame und küßte sie enthusiastisch, und dann ergriff sie die beiden Hände des Herrn und schüttelte dieselben mit Nachdruck.

„Ach, was für eine Menge Neuigkeiten habe ich Ihnen zu sagen!" fuhr sie fort. „Sie werfen alle meine andern Pläne über den Haufen. Aber, liebe Mary, wie lange werden Sie hier bleiben? Ich gehe — warten Sie ein Mal — ich weiß nicht gleich wann, aber es steht oben Alles in dem Buche. Die nächste Station ist bei Mistreß Proudie. Dort werde ich Sie wahrscheinlich nicht treffen. Und nun, lieber Frank, was macht Papa?"

Der mit dem Namen Frank bezeichnete Herr

erklärte, Papa befinde sich vollkommen wohl und denke noch, wie früher, fast an weiter Nichts, als an Hunde und Pferde.

„Na, lieber Freund, das ist immer noch besser, als wenn die Hunde blos an ihn dächten, wie mit dem armen Manne der Fall war, den man später in Stein ausgehauen. Doch da wir gerade von Hunden sprechen, Frank, so muß ich Ihnen bemerklich machen, daß man in Chaldicotes nach meiner Ansicht die Füchse sehr schlecht behandelt. Ich war ein Mal einen ganzen Tag lang mit auf der Fuchsjagd —"

„Sie waren mit auf der Fuchsjagd?" sagte die junge Dame, welche wir haben Mary nennen hören.

„Und warum sollte ich nicht mit auf die Fuchsjagd gehen? Mistreß Proudie war ja auch mit. Aber man fing nicht einen einzigen Fuchs, und wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, so muß ich sagen, daß mir das ganze Vergnügen sehr zahm vorkam."

„Sie waren in der unrechten Abtheilung der Grafschaft," sagte der Gentleman, welcher Frank genannt ward.

„Allerdings war ich das. Wenn ich wirklich ein Mal ein Jagdvergnügen genießen will, so gehe ich nach Greshamsbury — so viel steht fest."

„Oder nach Boxall Hill; Sie werden dort eben

so viel Eifer finden, wie in Greshamsbury," sagte die junge Frau.

„Und mehr Discretion, solltest Du hinzusetzen," sagte der Gentleman.

„Ha, ha, ha!" lachte Miß Dunstable. „Ihre Discretion — das muß ich sagen! — Aber Sie haben mir ja noch kein Wort von Lady Arabella gesagt."

„Meine Mutter befindet sich vollkommen wohl," sagte der Herr.

„Und der Doctor? Apropos, liebes Kind, vor nur zwei Tagen erhielt ich von dem Doctor einen famosen Brief. Ich will Ihnen denselben morgen zeigen. Aber wohlgemerkt, die Sache muß strenges Geheimniß bleiben. Wenn der Doctor es auf diese Weise forttreibt, so bringt er sich noch in den Tower, oder nach Botany Bay, oder in ein Blaubuch, oder an einen andern schrecklichen Ort."

„Aber was hat er denn gesagt?" fragte der Herr.

„Das lassen Sie nur gut sein, Master Frank. Ihnen zeige ich den Brief ganz bestimmt nicht, davon können Sie überzeugt sein. Wenn aber Ihre Frau drei Mal auf Ofenkrücke und Feuerzange schwören will, das Geheimniß zu bewahren, so will ich ihr diesen Brief zeigen. — Also Sie haben sich nun wohl in Boxall Hill vollständig eingerichtet?"

„Frank's Pferde haben sich eingerichtet und die Hunde beinahe," antwortete Frank's junge Gattin; „ich dagegen kann mich dessen in Bezug auf mein Departement noch nicht rühmen."

„Na, Sie haben ja vollauf Zeit dazu. Ich muß nun gehen und mich umkleiden. Vergessen Sie aber nicht, Mary, sich heute Abend in meiner Nähe zu halten — ich habe Ihnen viel zu sagen."

Und mit diesen Worten verließ Miß Dunstable das Zimmer.

Alles dies war so laut gesprochen worden, daß Mr. Robarts es hätte hören müssen — natürlich meine ich den Theil der Conversation, welcher von Miß Dunstable ausging.

Und nun erfuhr Mark, daß dieser Herr der junge Frank Gresham von Boxall Hill, Sohn des alten Mr. Gresham von Greshamsbury, war. Frank hatte kürzlich eine reiche Erbin, eine, wie man behauptete, noch reichere Erbin, als selbst Miß Dunstable, geheirathet, und da dies vor kaum sechs Monaten geschehen, so war die Welt von Barsetshire noch ganz voll davon.

„Die beiden Erbinnen scheinen einander sehr gewogen zu sein, wie?" sagte Mr. Supplehouse. „Gleich und Gleich gesellt sich gern, wissen Sie. Vor einiger

Zeit ſagte man aber doch, der junge Gresham ſolle Miß Dunſtable heirathen."

„Miß Dunſtable! Die könnte ja beinahe ſeine Mutter ſein!" rief Mark.

„Das macht keinen großen Unterſchied. Nach Geld heirathen mußte er, und ich glaube, es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er wirklich Miß Dunſtable zuerſt ſeinen Antrag machte."

„Ich habe einen Brief von Lufton bekommen," ſagte Mr. Sowerby den nächſtfolgenden Morgen zu Mark. „Er erklärt, an der Verzögerung ſei weiter Niemand ſchuld, als Sie. Sie hätten es ſeiner Mutter ſagen ſollen, ehe er Etwas habe thun können, und er habe mit dem Schreiben gewartet, bis er Etwas von Ihnen hören würde. Wie es aber ſcheint, haben Sie mit der Lady kein Wort über die ganze Sache geſprochen."

„Allerdings habe ich dies nie gethan," antwortete Mark. „Der Auftrag, den Lufton mir ertheilte, ging dahin, daß ich ſeiner Mutter die Sache mittheilen ſollte, ſobald ich ſie dazu aufgelegt fände. Wenn Sie aber Lady Lufton ſo gut kennten, wie ich, ſo würden Sie auch wiſſen, daß dieſe Dame nicht alle Tage in der geeigneten Laune iſt, um eine derartige Mittheilung gut aufzunehmen."

„Und ich ſollte alſo eine völlig unbeſtimmte Zeit

lang warten, weil Sie Beide sich vor einer alten Frau fürchteten. Indessen, ich will durchaus keinen Tadel gegen Sie aussprechen, und die Sache ist nun abgemacht."

„Ist der Verkauf des betreffenden Grundstückes abgeschlossen?"

„O, nicht daran zu denken! Die stolze Lady konnte es nicht über sich gewinnen, eine solche Entheiligung des Lufton'schen Besitzthums zu billigen, und deßhalb verkaufte sie für fünftausend Pfund Staatspapiere und schickte ihrem Sohne das Geld als Geschenk — schickte es ihm, ohne ein Wort zu sagen, und blos, indem sie dabei die Hoffnung aussprach, daß es für seine Bedürfnisse genügen werde. Ich wollte, ich hätte eine solche Mutter."

Mark fand es in diesem Augenblicke unmöglich, irgend eine Bemerkung über Das zu machen, was ihm so eben gesagt worden. Aber er fühlte einen plötzlichen Gewissensbiß und den Wunsch, in dem gegenwärtigen Augenblicke lieber in Framley, als in Gatherum Castle zu sein.

Er war in Bezug auf Lady Lufton's Einkommen und die Art der Verwendung desselben ziemlich genau unterrichtet. Es war ein sehr schönes Einkommen für eine einzelne Dame, sie lebte aber auf einem noblen, freigebigen Fuße. Die von ihr gespendeten Wohl-

thaten waren zahlreich, und ihr jährliches Einkommen ging in der Regel im Laufe des Jahres auch Null für Null auf.

Dies wußte Mark, und er wußte auch, daß nur die Unmöglichkeit, ihre Wohlthaten so fortzuüben, sie bewegen würde, dieselben zu vermindern. Nun aber hatte sie also einen Theil ihres Kapitalvermögens hingegeben, um das Besitzthum ihres Sohnes zu retten — ihres Sohnes, der viel reicher war, als sie selbst, und an dessen Mittel die Welt obendrein weniger erfolgreiche Ansprüche machte.

Uebrigens kannte Mark auch so ziemlich den Zweck, für welchen dieses Geld aufgewendet worden. Es hatten unausgeglichene Schulden, die ihren Grund in Wetten hatten, zwischen Sowerby und Lord Lufton geschwebt. Die Sache hatte schon seit vier Jahren, beinahe von der Zeit an gespielt, wo Lord Lufton mündig geworden.

Er hatte früher mehrmals mit Robarts in sehr ärgerlicher Weise über diese Angelegenheit gesprochen und dabei behauptet, Mr. Sowerby habe sich unbillig, ja sogar unehrlich gegen ihn benommen und beanspruche Geld, was ihm eigentlich nicht zukäme.

Dabei erklärte er mehr als ein Mal, er wolle die Sache vor den Jockey-Club bringen.

Mark aber, welcher wußte, daß Lord Lufton in

dergleichen Dingen keinen großen Scharfblick besaß, und es für unmöglich hielt, daß Mr. Sowerby wirklich seinen Freund betrügen wolle, hatte den Zorn des jungen Lords zu besänftigen gesucht und ihm empfohlen, die Sache einem Privatschiedsrichter vorzulegen.

Alles dies war später zwischen Robarts und Mr. Sowerby selbst besprochen worden, und dies war der Grund ihrer vertrauten Bekanntschaft. Die Sache ward dermaßen geschlichtet, daß Mr. Sowerby den zu wählenden Schiedsrichter bezeichnete, und Lord Lufton machte, als die Entscheidung gegen ihn ausfiel, weiter kein Aufhebens davon. Sein Zorn war mittlerweile verraucht.

„Diese Kerls haben mich tüchtig beschummelt," sagte er lachend zu Mark, „es hat jedoch weiter Nichts zu sagen. Durch Schaden wird man klug, aber nicht reich. Sowerby glaubt natürlich in seinem vollen Rechte zu sein, und ich muß dies voraussetzen."

Dann war wieder einige Zeit über der Feststellung des Betrags vergangen, und ein Theil des Geldes war an eine dritte Person bezahlt und ein Wechsel ausgestellt worden, und nur der Himmel und die Juden wissen, wie viel Geld Lord Lufton in Allem bezahlt hatte.

Nun endete die Sache damit, daß er zu Gunsten Mr. Sowerby's die enorme Summe von fünftausend

Pfund, um welche das Vermögen seiner Mutter geschmälert worden, einem elenden Schufte von Wucherer einhändigte.

Mark konnte, indem er alles Dies bedachte, nicht umhin, einen gewissen Groll gegen Mr. Sowerby zu empfinden — er konnte nicht umhin, zu argwohnen, daß dieser ein schlechter Mensch sei. Ja, mußte er nicht sogar wissen, daß er ein solcher schlechter Mensch war?

Und dennoch fuhr er fort, mit ihm im Park des Herzogs herumzuspazieren, über Lord Lufton's Angelegenheiten zu sprechen und mit Interesse auf Das zu hören, was Sowerby ihm von seinen eigenen erzählte.

„Nie ist ein Mensch so schändlich bestohlen und betrogen worden, wie ich," sagte er. „Ich werde mich jedoch dennoch durchschlagen. Aber diese Juden, Mark" — er war in der letzten Zeit mit ihm sehr intim geworden — „was Sie auch thun mögen, lassen Sie sich nicht mit diesem Gesindel ein. Ich könnte mit den Unterschriften dieser Leute ein ganzes Zimmer tapeziren, und dennoch hatte ich niemals einen Anspruch an Einen von ihnen, obschon sie fortwährend Ansprüche an mich hatten."

Wir sagten oben, jene Geldangelegenheit Lufton's sei beendet gewesen, jetzt aber gewahrte Mark, daß sie noch nicht ganz beendet war.

„Sagen Sie Lufton," sagte Sowerby, „daß sämmtliche von ihm ausgestellten Papiere eingelöst sind, mit Ausnahme dessen, welches jener Schurke Tozer hat. Dieser hat, glaube ich, noch ein Papier, welches er nicht herausgegeben hat, als es erneuet ward. Ich werde aber meinen Advokaten Humption beauftragen, diese Sache zu ordnen. Es kostet vielleicht zehn Pfund — oder zwanzig Pfund — mehr nicht. Sie werden das erwähnen, wenn Sie Lufton sehen, nicht wahr?"

„Sie werden Lufton aller Wahrscheinlichkeit nach eher sehen, als ich."

„Wie, habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? Er stand, als er mir seinen Brief schrieb, im Begriff, nach Framley Court abzureisen, und Sie werden ihn bei Ihrer Rückkunft dort finden."

„Er wäre in Framley?"

„Ja wohl. Dieses kleine Geschenk von seiner Mutter hat sein kindliches Herz gerührt. Er eilt nach Hause, um die blanken Goldstücke der guten Lady durch Liebkosungen zurückzuzahlen. Ich wünschte, ich hätte auch eine solche Mutter — weiter sage ich Nichts."

Und Mark fühlte immer noch in seinem Innern, daß er Mr. Sowerby fürchtete, aber er konnte sich nicht entschließen, sich von ihm loszureißen.

Es ward damals in dem Schlosse des Herzogs viel über Politik verhandelt. Nicht als ob der Herzog selbst sich mit Enthusiasmus bei diesen Discussionen betheiligt hätte. Er war ein Whig — ein ungeheurer Berg von einem kolossalen Whig — das wußte alle Welt. Kein Opponent würde es sich haben einfallen lassen, mit seinem Whiggismus spielen zu wollen, und keinem Gesinnungsgenossen wäre es eingefallen, daran zu zweifeln. Er war aber ein Whig, der keiner Partei sonderliche praktische Unterstützung lieh, und eben so wenig machte er irgend einer andern Partei sonderliche praktische Opposition. Er fand es unter seiner Würde, sich mit dergleichen Dingen zu befassen.

Zur Wahlzeit unterstützte er Whig-Candidaten, die er auch alle Mal durchbrachte, und zum Dank dafür war er von dem einen Whig-Minister zum Lord-lieutenant der Grafschaft ernannt worden und hatte von einem Zweiten den Hosenbandorden erhalten.

Dergleichen Dinge waren aber für einen Herzog von Omnium Dinge, welche sich von selbst verstanden. Er war zum Lord-Lieutenant und zum Ritter des Hosenbandordens geboren.

Trotz seiner Apathie oder vielmehr Ruhe aber meinte man, Gatherum Castle sei ein geeigneter Ort, wo Politiker einander ihre gegenwärtigen Hoffnungen und künftigen Bestrebungen zu erkennen geben und

auf halb ernste, halb komische Weise kleine Intriguen anzetteln könnten. Man sprach sogar davon, daß Mr. Supplehouse und Harold Smith nebst noch einigen Andern sich ausdrücklich zu diesem Zwecke in Gatherum eingefunden hätten.

Mr. Fothergill war ebenfalls ein bekannter Politiker, von dem man glaubte, er sei von der Meinung des Herzogs genau unterrichtet, und Mr. Green Walker, der Neffe der Marquise, war ein junger Mann, den der Herzog in's öffentliche Leben einzuführen wünschte. Mr. Sowerby war ebenfalls ein vom Herzog geschaffenes Parlamentsmitglied, und somit eignete die Gelegenheit sich gut zum Austausch einiger Ideen.

Der damalige Premierminister hatte, so unzufrieden auch Viele mit ihm waren, mancherlei Erfolge errungen. Er hatte den russischen Krieg zu einem Schlusse gebracht, welcher, wenn auch nicht sehr ruhmvoll, dies doch auf jeden Fall in weit höherem Grade war, als die Engländer ein Mal zu wagen gehofft. Eben so hatte er auch in Bezug auf die Meutereien in Ostindien bewundernswürdiges Glück gehabt.

Allerdings erklärten Viele selbst von Denen, welche mit ihm stimmten, daß dies in keiner Weise *sein* Verdienst sei. Große Männer waren in Indien aufgestanden und hatten dies Alles in's Werk gesetzt.

Selbst sein Minister dort, der Gouverneur, den er hingeschickt, fand damals keine Anerkennung für den Erfolg, der unter seinen Befehlen errungen ward.

Es lagen somit wichtige Gründe vor, an der Tüchtigkeit des Mannes, der am Staatsruder stand, zu zweifeln. Nichtsdestoweniger aber hatte er Glück gehabt. Ein Mann der Oeffentlichkeit kann eben kein höheres Verdienst haben, als Erfolg.

Jetzt aber, wo die schlimmen Tage beinahe vorüber waren, tauchte die Frage auf, ob er zu viel Erfolg gehabt habe. Wenn der Mensch das Glück an die Räder seines Triumphwagens genagelt hat, so fährt er leicht in hochtrabend stolzer Weise einher.

Es giebt Diener, welche glauben, ihre Herren könnten sie nicht entbehren, und das Publikum hat dann und wann dergleichen Diener. Wie, wenn nun dieser allzu erfolgreiche Minister Einer davon war?

„Wäre es nicht besser, wenn wir ein Scherbengericht über ihn hielten und uns dabei gegen ihn erklärten?“ fragte Mr. Harold Smith.

„Ja, das wollen wir thun,“ sagte Mr. Supplehouse, der auf seine verschmähten Reize so eifersüchtig war, wie Juno.

Wenn Mr. Supplehouse sich als Feind erklärt, so weiß man, was dies zu bedeuten hat. Man weiß, daß jenes vielbearbeitete Haupt der Staatsangelegen-

heiten den furchtbaren Streichen erliegen muß, welche nun seiner harren.

„Ja, das wollen wir thun," sagt Mr. Supplehouse nochmals, indem er sich mit funkelnden Augen von seinem Stuhle erhebt. „Hat Griechenland nicht eben so edle Söhne, als er, ja noch viel edlere, als dieser Verräther, der er ist? Man muß einen Menschen nach seinen Freunden beurtheilen," setzt Mr. Supplehouse hinzu und zeigt nach Osten, wo unsere theuren Verbündeten, die Franzosen, wohnen, zu welchen das Haupt unserer Staatsangelegenheiten in einem zu vertrauten Verhältnisse zu stehen beschuldigt wird.

Einige Monate später, als das vielbearbeitete Haupt der Staatsangelegenheiten in der That zum Rücktritt bewogen ward, als unfreundliche Scherben in großer Anzahl gegen ihn geworfen wurden, als er pathetisch ausrief: „Et tu, Brute!" sprach man fast von weiter Nichts, als von der großen Conföderation in Gatherum Castle.

Der Herzog von Omnium, sagte die Welt, hatte den Stand der Angelegenheiten in hohe Erwägung gezogen, und als er mit seinem Adlerauge gesehen, daß das Wohlergehen seiner Landsleute einen großen Schritt erheische, sofort viele Mitglieder des Unterhauses und auch einige des Oberhauses — hier ward

vorzugsweise der ehrwürdige und allweise Lord Boanerges genannt — in sein Schloß berufen und ihnen hier unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit seine Ansichten kundgegeben.

Auf diese Weise war man übereingekommen, daß das Haupt der Staatsangelegenheiten, trotzdem es ein Whig war, fallen müsse. Das Land verlangte es und der Herzog that seine Pflicht.

Dies war, wie die Welt sagte, der Anfang der berühmten Conföderation, durch welche das Ministerium gestürzt und das Land gerettet ward.

Mittlerweile bewirthete der Herzog von Omnium seine Gäste in ruhiger, fürstlicher Weise, ließ sich aber nicht herab, sich mit Mr. Supplehouse oder mit Mr. Harold Smith ausführlicher über Politik zu unterhalten.

Was Lord Boanerges betraf, so brachte er den Morgen, an welchem die oben beschriebene Conversation stattfand, damit zu, daß er Miß Dunstable unterrichtete, Seifenblasen nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu erzeugen.

Allgemein ward bemerkt, daß der Herzog ganz besonders aufmerksam gegen den jungen Mr. Frank Gresham war, welchem nebst seiner jungen Gemahlin auch Miß Dunstable so sehr zugethan zu sein schien.

Dieser Mr. Gresham war der reichste Commoner

in der Grafschaft und das Gerücht behauptete, er werde bei der nächsten Wahl eines der Mitglieder für den östlichen Bezirk werden.

Nun aber hatte der Herzog mit dem östlichen Bezirk wenig oder Nichts zu thun, und es war eine bekannte Sache, daß der junge Gresham als ein streng Conservativer vorgeschlagen werden würde. Nichtsdestoweniger aber waren seine Aecker so umfangreich und sein baares Vermögen so bedeutend, daß er die Beachtung des Herzogs verdiente.

Auch Mr. Sowerby war fast mehr als höflich gegen ihn, was ganz natürlich war, wenn man erwog, daß dieser noch sehr junge Mann durch einen einzigen Zug seiner Feder ein Blatt Papier in eine Banknote von fast fabelhaftem Werthe verwandeln konnte.

„Ihre exotischen Pflanzen in Boxall Hill sind sehr schön," sagte Mr. Sowerby zu Frank Gresham, während der Herzog dabei stand.

„Eine einzige völlig ausgewachsene, in ihrer stolzen Pracht alleinstehende Eiche wäre mir aber lieber," sagte der junge Gresham etwas hochtrabend.

„Auch die Eichen werden mit der Zeit heranwachsen," sagte der Herzog.

„Aber ich werde diese Zeit nicht erleben," entgegnete Frank Gresham. „Also man will den Wald von Chaldicotes niederschlagen, Mr. Sowerby?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. „Man will ihn durchforsten. Ich bin seit meinem zweiundzwanzigsten Jahre Forstmeister, weiß aber bis auf den heutigen Tag noch nicht, ob dies Niederschlagen bedeutet."

„Nicht blos Niederschlagen, sondern auch Ausrotten," sagte Mr. Fothergill.

„Es ist eine Schmach und eine Schande," sagte Frank Gresham, „und ich glaube nicht, daß eine andere als eine Whigregierung dies thun könnte."

„Ha, ha, ha!" lachte der Herzog. „Jedenfalls weiß ich so viel, daß, wenn ein conservatives Ministerium dies thäte, die Whigs darüber eben so entrüstet sein würden, als Sie jetzt sind."

„Ich will Ihnen sagen, was Sie thun sollten, Mr. Gresham," hob Sowerby wieder an. „Thun Sie ein Gebot auf den gesammten Grundbesitz der Krone von West-Barsetshire. Das Ministerium wird ihn sehr gern verkaufen."

„Und wir würden uns freuen, Sie auf dieser Seite der Grenze willkommen zu heißen," sagte der Herzog.

Der junge Gresham fühlte sich ziemlich geschmeichelt. Es gab nicht viel Leute in der Grafschaft, welche man, ohne eine Abgeschmacktheit zu begehen, zu so Etwas hätte auffordern können. Es ließ sich bezwei-

feln, ob selbst der Herzog den Wald von Chaldicotes mit baarem Gelde kaufen könnte, daß aber er, Gresham — nämlich er und seine Gattin gemeinschaftlich — dies thun könnten, daran zweifelte Niemand.

Und dann dachte Mr. Gresham an eine frühere Zeit, wo er auch schon in Gatherum Castle gewesen. Damals war er ziemlich arm gewesen und der Herzog war ihm nicht gerade auf die höflichste Weise von der Welt begegnet. Wie schwer ist es für einen reichen Mann, nicht auf seinen Reichthum zu pochen! Schwerer in der That, als daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe.

Ganz Barsetshire — wenigstens ganz West-Barsetshire — wußte, daß Miß Dunstable veranlaßt worden war, hierher zu kommen, damit Mr. Sowerby sie heirathen möchte.

Man glaubte nicht, daß Miß Dunstable selbst vorher Etwas von diesem Arrangement gewußt habe, aber man glaubte, daß die Sache sich machen würde, wie Etwas, was sich von selbst versteht.

Mr. Sowerby hatte kein Geld, aber er war witzig, klug, sah gut aus und war Parlamentsmitglied. Er lebte vor der Welt, repräsentirte eine alte Familie und besaß einen alten Wohnsitz. Wie hätte Miß Dunstable besser thun können? Sie war nicht mehr

jung und es ward die höchste Zeit, daß sie sich nach einem Manne umsah.

Was Mr. Sowerby betraf, so waren diese Bemerkungen sehr richtig und wurden auch von seinen Freunden dafür erklärt. Seine Schwester, Mistreß Harold Smith, hatte sich der Aufgabe gewidmet und zu diesem Zwecke ein intimes Freundschaftsverhältniß mit Miß Dunstable geschlossen. Der Bischof hatte schlau mit dem Kopfe genickt und zu verstehen gegeben, daß dieses Project alle Empfehlung verdiene, und seine Gattin hatte ihre Zustimmung erklärt. Der Herzog selbst hatte Fothergill ersucht, der Sache allen möglichen Vorschub zu leisten.

„Er ist mir eine ungeheure Summe Geldes schuldig," sagte der Herzog, welcher alle Besitzurkunden Mr. Sowerby's als Pfänder in seiner Verwahrung hatte, „und ich zweifle, daß diese Bürgschaft eine hinreichende ist."

„Sie werden dieselbe vollkommen hinreichend finden, Herr Herzog," bemerkte Mr. Fothergill; „nichtsdestoweniger aber wäre es eine gute Partie."

„Eine sehr gute Partie."

Und nun hatte Mr. Fothergill die Pflicht, darauf zu sehen, daß Mr. Sowerby und Miß Dunstable so bald als möglich Mann und Weib würden.

Einige von der Gesellschaft, welche weiter sahen,

als Andere, erklärten, Mr. Sowerby habe seinen Antrag bereits gemacht; Andere, er stände im Begriff, es zu thun, und eine sehr gut unterrichtet sein wollende Dame ging ein Mal so weit, daß sie sagte, er mache ihn in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Auch in Bezug auf die Antwort der betreffenden Dame wurden bestimmte Behauptungen ausgesprochen, eben so hinsichtlich der Bedingungen des Heirathscontracts und die Dauer der Ehe — von welchen Dingen allen die arme Dunstable natürlich Nichts wußte.

Mr. Sowerby machte trotz der Oeffentlichkeit ganz leidliche Fortschritte. Zu Denen, welche mit ihm scherzten, sagte er sehr wenig, führte aber den Kampf mit der besten Kenntniß, die er in solchen Dingen hatte, mit Ruhm und Glück weiter fort.

So viel aber können wir verrathen, daß er am Abend vor dem Morgen, welcher zu Mark Robart's Abreise bestimmt war, noch keine Erklärung gemacht hatte.

Während der letzten zwei Tage ward Mr. Sowerby's vertraute Freundschaft mit Mark immer wärmer und wärmer. Er hatte den Vicar vertraulich von dem Thun und Treiben der jetzt auf dem Schlosse gegenwärtigen Notabilitäten unterrichtet, als ob gar kein anderer Gast da wäre, gegen welchen er sich so

frei aussprechen könnte. Zu Mark hatte er mehr Vertrauen, als zu seinem Schwager Harold Smith oder zu irgend einem Andern seiner Freunde, und auch übrigens bereits in Bezug auf diese beabsichtigte Verheirathung sein Herz ausgeschüttet.

Mr. Sowerby war ein Mann von Bedeutung in der Welt, und alles Dies schmeichelte unserm jungen Geistlichen nicht wenig.

An diesem Abend vor Robart's Abreise bat ihn Sowerby, wenn die ganze Gesellschaft aufbräche, doch ein Mal in die Schlafstube zu kommen, und ließ ihn hier auf einem Lehnstuhl Platz nehmen, während er, Sowerby, im Zimmer auf- und abging.

„Lieber Freund," hob er an, „Sie können sich keinen Begriff von dem Zustande nervöser Aufregung machen, in welche diese Ungewißheit wegen Miß Dunstable mich versetzt."

„Warum fragen Sie sie nicht und schaffen sich dadurch die Sache auf ein Mal vom Halse? Sie scheint an Ihrer Gesellschaft großes Wohlgefallen zu finden."

„Ach, das ist es nicht blos; es spielen hier noch manche andere Dinge hinein."

Und dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, während welcher Zeit es Mark einfiel, daß

er ja eben so gut, da die Sache für ihn kein sonderliches Interesse darbot, zu Bett gehen könne.

„Nicht als ob ich mich scheuete, Ihnen Alles zu erzählen," sagte Sowerby. „Es fehlt mir gerade in diesem Augenblicke an einer kleinen Summe baaren Geldes, und wenn ich diese nicht schaffen kann, so ist es leicht möglich, daß dieses ganze Heirathsproject, an dessen Verwirklichung mir doch so sehr viel liegt, rückgängig wird."

„Sagen Sie es doch Ihrem Schwager," entgegnete Mark.

„Ha! ha! ha! Da kennen Sie Harold nicht. Haben Sie wohl jemals gehört, daß er in seinem Leben Jemanden auch nur einen Schilling geliehen habe?"

„Oder Supplehouse."

„Gott schütze Sie! Sie sehen allerdings mich und ihn hier beisammen und er besucht mich und übernachtet in meinem Hause, und Alles dergleichen; aber Supplehouse und ich sind keine Freunde. Schauen Sie her, Mark — ich würde für Ihren kleinen Finger mehr thun, als für seine ganze Hand mit Einschluß der Feder, welche er darin hält. Fothergill allerdings könnte es thun, aber ich weiß, daß er im gegenwärtigen Augenblicke selbst am Kreuze liegt. Es ist eine verdammte Geschichte. Wenn ich nicht innerhalb der

nächsten zwei Tage vierhundert Pfund auftreiben kann, so muß ich dieses zarte Project aufgeben."

„Bitten Sie doch Miß Dunstable selbst darum."

„Wie, die Dame, die ich zu heirathen wünsche, soll ich um Geld anreden? Nein, Mark, so weit habe ich es noch nicht gebracht. Lieber wollte ich ihrer verlustig gehen."

Mark saß schweigend da, schaute in das Feuer und wünschte, daß er zu Hause in seinem Schlafzimmer wäre. Es kam ihm vor, als ob Mr. Sowerby wünsche, daß er diese vierhundert Pfund schaffe, und er wußte auch, daß er nicht vierhundert Pfund in seinem ganzen Vermögen besaß, und daß, wenn er sie auch gehabt hätte, er sehr thöricht gehandelt haben würde, wenn er sie Mr. Sowerby gegeben hätte. Nichtsdestoweniger aber fühlte er sich von diesem Manne halb angezogen, halb abgestoßen.

„Lufton ist es mir schuldig, mehr als dies zu thun," fuhr Mr. Sowerby fort, „aber Lufton ist nicht hier."

„Aber er hat ja so eben erst fünftausend Pfund für Sie bezahlt."

„Er hätte fünftausend Pfund für mich bezahlt! Dies hat er durchaus nicht gethan, denn von dieser Summe ist auch nicht ein Sixpence in meine Hände

gekommen. Glauben Sie mir, Mark, Sie kennen den ganzen Zusammenhang noch nicht. Nicht als ob ich ein Wort gegen Lufton sagen wollte. Er ist durch und durch ehrenhaft, obschon in Geldangelegenheiten verteufelt saumselig. Er glaubte während dieser ganzen Angelegenheit in seinem Rechte zu sein, obschon nie ein Mensch sich so eclatant im Unrecht befunden hat. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie ganz dieselbe Ansicht hatten?"

„Ich entsinne mich allerdings, daß er nach meiner Meinung im Irrthum war."

„Freilich war er im Irrthum! Und dieser Irrthum kam mich theuer zu stehen, denn ich mußte zwei oder drei Jahre lang für das Geld bürgen. Und mein Vermögen ist nicht so groß, wie das seinige — ich wollte, es wäre dies."

„Heirathen Sie doch Miß Dunstable, dann sind Sie auf ein Mal allen Verlegenheiten entrissen."

„O, das würde ich auch thun, wenn ich dieses Geld hätte. Auf jeden Fall würde ich die Sache zur Entscheidung bringen. Ich will Ihnen Etwas sagen, Mark: wenn Sie mir in dieser Bedrängniß beistehen, so werde ich es niemals vergessen, und es wird eine Zeit kommen, wo ich vielleicht im Stande bin, auch Etwas für Sie zu thun."

„Ich habe nicht hundert, ja, ich habe nicht fünfzig Pfund bei mir," entgegnete Mark.

„Das kann ich mir wohl denken. Niemand läuft ſo leicht mit vierhundert Pfund in der Taſche auf den Gaſſen herum, ja, ich glaube, es iſt unter Allen hier im Hauſe nicht ein Einziger, der eine ſolche Summe bei ſeinem Banquier hätte, ausgenommen der Herzog."

„Aber was wollen Sie dann?"

„Weiter Nichts, als Ihren Namen. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich würde Sie nicht auffordern, wirklich ſo ohne Weiteres für mich in die Taſche zu greifen. Erlauben Sie mir blos, dieſen Betrag mit drei Monate Ziel auf Sie zu ziehen. Lange vor dieſer Zeit bin ich wieder bei Kaſſe."

Und ehe Mark antworten konnte, hatte Sowerby ein geſtempeltes Wechſelſchema und Feder und Tinte vor ſich auf dem Tiſche und füllte den Wechſel aus, als ob ſein Freund ſchon ſeine Zuſtimmung gegeben hätte.

„Auf mein Wort, Sowerby, das möchte ich nicht gern thun."

„Warum nicht? Wovor fürchten Sie ſich?" fragte Mr. Sowerby in ſehr ſcharfem Tone. „Haben Sie wohl je gehört, daß ich verſäumt hätte, einen Wechſel einzulöſen, ſobald derſelbe fällig geweſen?"

Robarts glaubte allerdings von mehr als einem dergleichen Beispiele gehört zu haben, in seiner Verwirrung aber war er seiner Sache nicht gewiß und sagte daher Nichts.

„Nein, mein guter Junge, so weit ist es mit mir noch nicht," fuhr Sowerby fort. „Schauen Sie her. Sie haben weiter Nichts zu thun, als hier querüber die Worte zu schreiben: „„Acceptirt, Mark Robarts."" Dann werden Sie von diesem ganzen Geschäft nie wieder Etwas hören, und mir haben Sie einen Dienst geleistet, den ich Ihnen niemals vergessen werde."

„Als Geistlicher würde ich aber unrecht handeln, wenn ich so Etwas thäte," sagte Robarts.

„Als Geistlicher! Hören Sie, Mark, wenn Sie nicht ein Mal so viel für einen Freund thun wollen, so sagen Sie es, aber kommen Sie mir nicht mit dergleichen Flausen. Wenn es irgend eine Klasse von Menschen giebt, deren Namen man auf den Rückseiten von Wechselpapieren in den Provinzialbanken häufiger findet, als die Anderer, so sind es eben Geistliche. Kommen Sie, alter Junge, Sie werden mich doch nicht in der Patsche sitzen lassen!"

Mark Robarts ergriff die Feder und unterzeich-

nete den Wechsel. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er so Etwas gethan.

Sowerby drückte ihm dann herzlich die Hand, und Mark Robarts begab sich in sehr unglücklicher Gemüthsstimmung auf sein Schlafzimmer.

Zweites Kapitel.

Die Heimkehr des Vicars.

Am nächsten Morgen nahm Mr. Robarts mit schwerem Herzen von allen seinen vornehmen Freunden Abschied. Er hatte die halbe Nacht wachgelegen, über Das, was er gethan, nachgedacht, und sich mit seiner Lage auszusöhnen gesucht.

Er war noch nicht aus Mr. Sowerby's Zimmer hinaus, so fühlte er sich auch schon überzeugt, daß er nach Ablauf der drei Monate abermals um diese vierhundert Pfund angegangen werden würde.

Während er den Corridor entlang ging, tauchten alle Antecedentien dieses Mannes viel rascher in seiner Erinnerung auf, als er sich darauf besinnen konnte, während er mit dem Wechselschema vor sich und Tinte und Feder zur Hand in jenem Lehnstuhle saß. Er

erinnerte ſich, was Lord Lufton ihm geſagt, wie derſelbe ſich beklagt hatte, von Sowerby im Stiche gelaſſen worden zu ſein; er dachte an alle die Geſchichten, die in der ganzen Grafſchaft in Bezug auf die Unmöglichkeit, von Chaldicotes Geld zu bekommen, erzählt wurden; er dachte an den bekannten Ruf des Mannes, und wußte nun, daß er ſich darauf gefaßt machen würde, wenigſtens für einen Theil dieſer ſchweren Zahlung einzuſtehen.

Warum war er an dieſen ſchrecklichen Ort gegangen! Hatte er zu Hauſe in Framley nicht Alles, was das Herz des Menſchen wünſchen kann? Nein, denn das Herz des Vicars kann ein Decanat, und das Herz des Decans kann ein Bisthum wünſchen. Mark hatte ſich ſelbſt geſtanden, daß er ehrgeizig war, aber nun mußte er ſich auch geſtehen, daß er bis jetzt zur Erreichung des Zieles ſeines Ehrgeizes einen durchaus nicht verheißungsvollen Weg eingeſchlagen.

Am nächſten Morgen, beim Frühſtück, ehe ſeine einſpännige Chaiſe vorfuhr, war Niemand heiterer, als ſein Freund Sowerby.

„Alſo Sie wollen fort, lieber Freund?“ fragte er.

„Ja, noch heut' Vormittag will ich fort.“

„Nun, dann grüßen Sie Lufton beſtens von mir. Vielleicht treffe ich ihn ein Mal auf der Jagd, außerdem aber werden wir uns erſt im Frühjahr

wiederſehen. Was einen Beſuch von mir in Framley betrifft, ſo kann davon keine Rede ſein. Die alte Lady würde bei mir nach Pferdefuß und Hörnern ſpähen und ſchwören, daß es in meiner Nähe nach Schwefel röche. — Nun, ſo leben Sie denn wohl, alter Junge."

Der deutſche Student fühlte, als er zuerſt ſeinen Pakt mit dem Teufel ſchloß, ſich auf unerklärliche Weiſe zu ſeinem neuen Freund hingezogen, und dies war auch jetzt der Fall mit Robarts. Er ſchüttelte Sowerby warm die Hand, ſagte, er hoffe ihn bald irgendwo wiederzuſehen, und erklärte, daß er begierig ſei, zu hören, wie jene Angelegenheit mit der Lady abgelaufen ſei. Da er ſeinen Pakt geſchloſſen — da er ſich anheiſchig gemacht, beinahe eine Hälfte ſeines jährlichen Einkommens für ſeinen theuern Freund zu bezahlen, mußte er dann nicht für ſein Geld ſo viel Werth als möglich zu bekommen ſuchen? Und wenn nicht die Freundſchaft dieſes ausgezeichneten Parlamentsmitgliedes dieſen Werth repräſentirte, wodurch geſchah es dann ſonſt?

Dennoch aber fühlte er, oder glaubte zu fühlen, daß Mr. Sowerby an dieſem Morgen mit ihm nicht ſo viel Aufhebens machte, wie am Abend vorher.

„Leben Sie wohl, alter Junge," ſagte Mr. Sowerby, ſprach aber kein Wort von künftigen Begeg-

nungen, ja versprach nicht ein Mal, zu schreiben. Wahrscheinlich hatte Mr. Sowerby noch viele andere Dinge im Kopfe, und mußte, so oft er ein Geschäft erledigt, seine Aufmerksamkeit sofort einem andern zuwenden.

Die Summe, für welche Mark Robarts sich verbindlich gemacht — von der er so sehr fürchtete, daß er aufgefordert werden würde, dieselbe zu bezahlen — war, wie wir schon bemerkt haben, beinahe ein halbjähriges Einkommen, und bis jetzt hatte er seit seiner Verheirathung auch noch nicht einen Schilling auf die Seite gelegt. !!

Als er sich in seinem Pfarrhause eingerichtet sah, fand er auch, daß alle Welt ihn für einen reichen Mann hielt. Er hatte den Ausspruch der Welt als wahr hingenommen und angefangen, gut und behaglich zu leben. Einen Hülfsprediger hätte er nicht unbedingt gebraucht, aber er konnte die siebzig Pfund entbehren, wie Lady Lufton etwas unkluger Weise gesagt hatte, und wenn er den alten Jones behielt, so handelte er ja blos human gegen einen Collegen und bereitete sich eine unabhängigere Stellung.

Lady Lufton hatte ihren Günstling in eine möglichst bequeme Lage versetzen wollen; wie aber die Sache sich jetzt gestaltet hatte, bereute sie diese Angelegenheit mit dem Hülfsprediger sehr und sagte zu sich

ſelbſt mehr als ein Mal, daß Jones von Framley fort müſſe.

Er hatte ſeiner Gattin einen Ponywagen gekauft, und für ſich ſelbſt hielt er ein Reitpferd, und dann noch ein zweites für die Chaiſe. Ein Mann in ſeiner Stellung und in ſo guten Umſtänden konnte ſich nicht mit Weniger begnügen. Eben ſo hielt er einen Diener, einen Gärtner und einen Stallknecht. Die zwei Letztern waren unbedingt nothwendig, über den Erſtern dagegen war debattirt worden. Fanny hatte ſich entſchieden dagegen erklärt, aber nachdem die Debatten eine Woche gedauert, hatte ſich herausgeſtellt, daß der Lakai oder Diener ebenfalls nothwendig ſei.

Als Mark an dieſem Morgen nach Hauſe fuhr, ſprach er über den Diener eben ſo das Urtheil, wie über das Reitpferd. Dieſe beiden ſollten auf jeden Fall abgeſchafft werden. Dann wollte er auch kein Geld mehr auf Ausflüge nach Schottland verwenden und vor allen Dingen ſich in der verführeriſchen Mitternachtsſtunde fern von den Schlafzimmern verarmter Parlamentsmitglieder halten.

Solche Entſchlüſſe faßte er bei ſich ſelbſt, als er nach Hauſe fuhr und hin und her überlegte, wie er dieſe vierhundert Pfund ſchaffen könne. Was irgendwelchen Beiſtand in der Sache von Sowerby betraf, ſo machte er ſich in dieſer Beziehung keinerlei Hoffnung.

Dennoch aber fühlte er sich fast wieder glücklich, als seine Gattin ihm mit einem seidenen Shawl über dem Kopfe aus dem Hause heraus entgegenkam und that, als ob sie fröstelte, während sie ihn aus seiner Chaise steigen sah.

„Mein guter alter Mann," sagte sie, indem sie ihn mit allen seinen Hüllen in den warmen Salon führte, „Du mußt halb erfroren sein."

Mark hatte aber während der ganzen Fahrt zu viel an jenen Vorgang in Mr. Sowerby's Schlafzimmer gedacht, als daß er die Kälte der Luft bemerkt hätte. Jetzt hatte er seine liebe Fanny wieder im Arm, aber sollte er ihr von jenem Vorgang erzählen? Jedenfalls wollte er es nicht gleich jetzt thun, während seine beiden Knaben ihm am Halse hingen und durch ihre Küsse die Feuchtigkeit aus seinem Barte rieben. Was giebt es überhaupt wohl Schöneres, als die Heimkehr?

„Also Lufton ist da." sagte Mark. „Nimm Dich doch in Acht, Frank!" — Frank war der älteste der Knaben — „Du wirst Deinen Bruder noch an den Ofenschirm stoßen."

„Laß mich den Kleinen nehmen. Man kann sie unmöglich alle Beide halten — sie sind so kräftig," sagte die stolze Mutter. „Ja wohl, Lufton kam gestern früh hier an."

„Haſt Du ihn ſchon geſehen?“

„Er war geſtern mit ſeiner Mutter hier und ich war heute zum Imbiß dort. Sein Brief kam noch Zeit genug, um die Mereditha zu längerem Dableiben zu bewegen. Sie gehen daher erſt morgen und Du wirſt ſie daher auf alle Fälle ſehen. Sir Georg iſt außer ſich darüber, aber Lady Lufton wollte ein Mal ihren Willen haben. Noch nie haſt Du ſie ſo geſehen, wie ſie jetzt iſt.“

„So heiter, meinſt Du?“

„Das verſteht ſich. Lord Lufton läßt ſeine ſämmtlichen Pferde kommen und bleibt bis zum März hier.“

„Bis zum März!“

„So flüſterte ſeine Mutter mir wenigſtens zu. Sie konnte ihren Triumph über ſeine Ankunft nicht verhehlen. Nach Leiceſterſhire geht er dieſes Jahr gar nicht. Ich möchte wiſſen, worin dies Alles ſeinen Grund hat.“

Mark wußte recht gut, worin es ſeinen Grund hatte. Er war eben ſo wie der Leſer von dem Preiſe in Kenntniß geſetzt worden, um welchen Lady Lufton den Beſuch ihres Sohnes erkauft. Fanny dagegen hatte von Niemanden gehört, daß die Mutter ihrem Sohn ein Geſchenk von fünftauſend Pfund gemacht.

„Sie iſt jetzt in jeder Beziehung auf der beſten

Laune," fuhr Fanny fort. „Du brauchſt ihr daher von Gatherum Caſtle gar Nichts zu ſagen."

„Als ſie aber zuerſt davon hörte, war ſie wohl ſehr aufgebracht, nicht wahr?"

„Allerdings, Mark, die Wahrheit zu geſtehen, ſie war es, und wir — Juſtinia und ich — hatten mit ihr in ihrem Zimmer einen förmlichen Auftritt. Sie hatte gleichzeitig etwas Anderes erfahren, was ihr nicht gefiel, und dann — Du kennſt ja ihre Art und Weiſe. Sie gerieth in Feuer und Flammen."

„Und ſagte eine Menge ſchreckliche Dinge von mir, nicht wahr?"

„Von dem Herzog allerdings. Du weißt, ſie hat den Herzog niemals leiden können, und ich muß geſtehen, daß ich ihm auch nicht gewogen bin."

„O, der Herzog iſt nicht ſo ſchwarz, als wie er gemalt wird."

„Ah, das ſagt man auch von einer gewiſſen andern Perſonage. Indeſſen er wird, hoffe ich, uns in unſerer Häuslichkeit nicht ſtören. Ich ging von der Lady nicht in der beſten Laune fort, denn ich gerieth auch in die Hitze, mußt Du wiſſen."

„Davon bin ich überzeugt," ſagte Mark, indem er ſie an ſich drückte.

„Und ich glaubte, es würde nun ein furchtbarer Krieg zwiſchen uns ausbrechen. Ich ging daher nach

Hause und schrieb einen kläglichen Brief an Dich. Aber siehe da, kaum war ich damit fertig, als die Lady selbst kam — ganz allein — und — Doch, ich kann Dir nicht sagen, was sie that oder sagte, sondern blos, daß sie sich herrlich benahm — so liebevoll, so aufrichtig und ehrlich. Es kann kein besseres Herz geben, als das ihrige, Mark, und sie ist mehr werth, als alle Herzöge, welche jemals trugen — was Herzöge zu tragen pflegen."

„Hörner und Klauen, dies ist nach Deiner und Lady Lufton's Meinung ihr gewöhnliches Costüm," sagte Mark, indem er an Das dachte, was Mr. Sowerby von sich selbst gesagt hatte.

„Von mir kannst Du sagen, was Du willst, Mark, aber Lady Lufton darfst Du nicht schmähen," entgegnete Fanny. „Wenn Hörner und Klauen Gottlosigkeit und Ausschweifung bedeuten, so glaube ich übrigens, daß sie gar nicht Unrecht hat. Ziehe aber doch Deinen großen Rock aus und mach' Dir's bequem."

Und dies waren die ganzen Scheltworte, welche Mark Robarts von seinem Weibe bei Gelegenheit des von ihm begangenen großen Unrechts zu hören bekam.

„Die Geschichte wegen jenes Wechselpapiers muß ich ihr mittheilen," sagte er bei sich selbst, „aber

nicht heute, nicht eher, als bis ich Lufton gesprochen habe."

Diesen Abend dinirten Mark und Fanny in Framley Court, und hier trafen sie den jungen Lord. Sie fanden auch Lady Lufton noch auf der besten Laune.

Lord Lufton war ein schöner junger Mann von heiterer, ansprechender Miene, nicht so lang, wie Mr. Robarts, und vielleicht mit einem weniger ausdrucksvollen Gepräge von Intelligenz auf seinem Gesicht; seine Züge aber waren feiner und es lag darin ein unverkennbarer Ausdruck von Gutmüthigkeit und Sanftmuth. Es war in der That ein Gesicht, welches man mit Wohlgefallen betrachtete, und Lady Lufton ließ gern ihren Blick darauf verweilen.

„Nun, Mark, Du bist also unter den Philistern gewesen?" war die erste Bemerkung des jungen Lords.

Robarts lachte, indem er seinem Freunde die Hand reichte, und bedachte zugleich, wie richtig dieser Ausspruch war und daß er in der That schon in den Banden und unter dem Joche der Philister schmachtete.

Ach, ach, es ist sehr schwer, die Bande der heutigen Philister zu sprengen! Wenn auch dann und wann ein Simson ihnen ihren Tempel über den Köpfen einschlägt, kann er dann nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mit ihnen zugleich unter den

Trümmern begraben wird? Es giebt keinen Blutegel, der sich so fest bisse, wie ein heutiger Philister."

„Und Sir Georg treffen Sie nun doch noch bei mir, Mr. Robarts," sagte Lady Lufton, und dies war beinahe Alles, was sie mit Hindeutung auf seine Abwesenheit sagte.

Später ward eine Weile über die von Harold Smith gehaltene Vorlesung gesprochen und aus den Bemerkungen der Lady ließ sich allerdings schließen, daß sie die Personen, unter welchen der Vicar in der letzten Zeit geweilt, nicht liebte; aber dennoch sprach sie kein Wort, was ihn persönlich berührt hätte, oder was er als einen Vorwurf hätte deuten können.

Die kleine Episode von Mistreß Proudie's Unterbrechung des Vortrags über die Südsee-Inseln war schon bis nach Framley gedrungen, und es stand nicht anders zu erwarten, als daß Lady Lufton darüber lachen würde. Sie that, als glaubte sie, die Gattin des Bischofs habe den Hauptvortrag gehalten, und später, als Mark ihr Costüm beim Frühstück an jenem Sonntag Morgen beschrieb, nahm Lady Lufton an, es sei dies die Tracht gewesen, in welcher sie öffentlich aufgetreten sei.

„Ich gäbe gleich fünf Pfund darum, wenn ich mit dabei gewesen wäre," sagte Sir Georg.

„Ich nicht," entgegnete Lady Lufton. „Wenn

man dergleichen Dinge so lebenswahr erzählen hört, wie jetzt von Mr. Robarts geschieht, so kann man kaum umhin, darüber zu lachen. Dagegen würde es mich sehr schmerzlich berühren, die Gattin eines unserer Bischöfe in eine solche Situation versetzen zu sehen, denn er ist und bleibt doch Bischof."

„Ich für meine Person, Mama, muß gestehen, daß ich ganz derselben Ansicht bin, wie Georg," sagte Lord Lufton. „Es muß ein köstlicher Spaß gewesen sein."

„Ich weiß aber, daß Du darüber empört gewesen wärest, Ludovic."

„Nun, das würde ich mit der Zeit schon wieder überwunden haben, Mama. Es muß gewesen sein, wie ein Stiergefecht — schrecklich anzusehen, aber außerordentlich interessant. Und was machte denn Harold Smith während dieser ganzen Zeit, Mark?"

„O, die Unterbrechung dauerte gar nicht lange, mußt Du wissen," sagte Robarts.

„Und der arme Bischof?" fragte Justinia, „wie sah er aus? Ich bemitleide ihn."

„Ich glaube, er schlief."

„Wie? Er schlief bei der ganzen Geschichte?" fragte Sir Georg.

„Er wachte allerdings zuletzt auf, sprang in die Höhe und sagte Etwas."

„Was? Wohl ebenfalls laut?“

„Nur ein Wort oder ſo.“

„Welch' ein ſchmachvoller Auftritt!“ ſagte Lady Lufton. „Für Die, welche ſich des guten alten Mannes entſinnen, der ſein Vorgänger in der Diöceſe war, iſt es wahrhaft empörend. Du wurdeſt von ihm confirmirt, Ludovic, und mußt Dich ſeiner noch recht wohl entſinnen. Es geſchah drüben in Barcheſter, und Du frühſtückteſt ſpäter mit ihm.“

„Ja wohl entſinne ich mich deſſen und ganz beſonders, daß ich weder vorher, noch ſpäter in meinem Leben beſſere Torten gegeſſen habe. Der alte Mann lenkte meine Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf dieſelben und ſchien ſich nicht wenig zu freuen, daß ich ſeine Meinung theilte. Jetzt giebt es gewiß keine ſolchen Torten mehr im biſchöflichen Palaſt, darauf wollte ich wetten.“

„Miſtreß Proudie wird ganz gewiß ihr Möglichſtes thun, wenn Du ein Mal hingehen und es verſuchen willſt,“ ſagte Sir Georg.

„Ich hoffe, daß er dies bleiben laſſen wird,“ ſagte Lady Lufton, und dies war das einzige ſtrenge Wort, welches ſie über den von Mark dort gemachten Beſuch fallen ließ.

Da Sir Georg Mereditb zugegen war, ſo konnte Robarts zu Lord Lufton Nichts von Mr. Sowerby

und deſſen Geldangelegenheiten ſagen, doch verabredete er mit ihm eine Zuſammenkunft unter vier Augen für den nächſten Morgen.

„Du mußt morgen wiederkommen und Dir meine Gäule anſehen, Mark," ſagte Lord Lufton. „Heute ſind ſie eingetroffen. Die Mereditbs reiſen um zwölf Uhr ab und dann können wir ein Stündchen für uns haben."

Mark ſagte, er werde kommen, und ging dann mit ſeiner Gattin am Arme nach Hauſe.

„Nun, war ſie nicht ſehr gut und freundlich?" fragte Fanny, ſobald ſie mit einander draußen auf dem Kieswege waren.

„Ja, ſie war ſehr gut und freundlich — freundlicher, als ich Dir jetzt ſagen kann. Aber iſt Dir je eine größere Bitterkeit vorgekommen, als ſie gegen den armen Biſchof entwickelt? Und wirklich, der Biſchof iſt nicht ſo ſchlimm."

„Ja, ich kenne Etwas, was noch weit bitterer iſt, und dies iſt Das, was ſie von der Gattin des Biſchofs denkt. Uebrigens mußt Du ſelbſt geſtehen, Mark, daß es für eine Frau von Stand und Bildung ſich nicht ſchickte, einen Vortrag zu unterbrechen. Was müſſen die Leute von Barcheſter von ihr denken?"

„Nun, ſo viel ich bemerken konnte, ſchien es den Leuten von Barcheſter zu gefallen."

„Unſinn, Mark! Das iſt ja nicht möglich! Doch laſſen wir das jetzt auf ſich beruhen. Du ſollſt jetzt blos geſtehen, daß Lady Lufton gut iſt.“

Und Fanny begann eine abermalige lange Lobrede auf die verwittwete Lady. Seit jener Abbitte im Pfarrhauſe wußte ſie kaum, wie ſie von ihrer Freundin gut genug denken ſollte. Und der Abend war nach dem furchtbaren Sturm und nach den drohenden Orkanen ſo angenehm geweſen, Mark war trotz ſeiner rückſichtsloſen Handlungsweiſe gegen Lady Lufton von dieſer ſo gut empfangen worden, die Wunden, die ſo ſchlimm ausgeſehen, waren ſo gründlich geheilt, und Alles war überaus angenehm. Wie ganz anders wäre dies Alles geweſen, wenn Fanny Etwas von jenem kleinen Wechſelpapier gewußt hätte!

Am nächſten Morgen gegen zwölf Uhr machten der junge Lord und der Vicar mit einander die Runde durch die Ställe. Hier war eine große Veränderung bemerkbar, denn der größere Theil dieſer Gebäude war in den letzten Jahren nur ſelten benutzt worden. Jetzt dagegen herrſchte überall Leben und Thätigkeit. Sieben oder acht ſehr koſtbare Thiere waren Lord Lufton aus Leiceſterſhire gefolgt, und jedes derſelben brauchte einen Raum, welcher dem altväteriſchen Stallknecht von Framley etwas übertrieben vorkam. Der Lord

hatte jedoch ſeinen eigenen Stallmeiſter, welcher die Sache ganz allein in die Hände nahm.

Mark war, obſchon Theolog und Prieſter, doch auch Liebhaber von guten Pferden und hörte Lord Luſton, welcher ihm ausführlich die Vorzüge ſeiner Thiere aufzählte, eine Zeit lang mit großem Intereſſe zu.

Dennoch aber lagen ihm andere Dinge ſchwer auf dem Herzen, und nachdem er dem Stalle eine halbe Stunde gewidmet, gelang es ihm, ſeinen Freund in die ſchattigen Gartenanlagen hinauszuführen.

„Die Sache mit Sowerby haſt Du alſo nun abgemacht?“ begann er dann.

„Abgemacht — ja, aber kennſt Du den Preis?“

„Du haſt ihm, glaube ich, fünftauſend Pfund bezahlt.“

„Ja, und ungefähr dreitauſend vorher, und dies ohne ihm im Grunde genommen auch nur einen Schilling ſchuldig zu ſein. Was ich auch in Zukunft thun mag, ſo will ich mich jedenfalls hüten, wieder in die Klauen dieſes Sowerby zu gerathen.“

„Aber Du glaubſt doch nicht etwa, daß er unredlich an Dir gehandelt hat?“

„Mark, ich habe, um Dir die Wahrheit zu ſagen, dieſe Sache aus meinen Gedanken verbannt und wünſche nicht, ſie wieder aufzunehmen. Meine Mutter

hat das Geld bezahlt, um das Grundstück zu retten, und ich muß sie natürlich wieder bezahlen. Aber ich habe mir fest vorgenommen, mich mit Sowerby niemals wieder in Geldgeschäfte einzulassen. Ich will nicht sagen, daß er unehrlich ist, jedenfalls aber ist er durchtrieben."

„Aber, Lufton, was wirst Du dann sagen, wenn ich Dir gestehe, daß ich für ihn einen Wechsel von vierhundert Pfund acceptirt habe?"

„Was ich dazu sage? Dazu würde ich sagen — doch nein, Du machst mir Etwas weiß — ein Mann in Deiner Stellung würde ganz gewiß nicht so Etwas thun."

„Aber ich habe es gethan."

Lord Lufton ließ ein lang anhaltendes, leises Pfeifen hören.

„Er bat mich gestern Abend darum, als ich dort war, erklärte, daß er als es eine große Gefälligkeit betrachten würde, und behauptete, es sei noch nie ein Wechsel von ihm protestirt worden."

Lufton pfiff abermals.

„Es wäre kein Wechsel von ihm protestirt worden?" sagte er dann. „Ach, mein Himmel, die Brieftaschen der Juden sind mit seinen protestirten Papieren vollgestopft. Und Du hast ihm wirklich Deinen Namen auf vierhundert Pfund gegeben?"

„Allerdings.“

„Auf wie lange?“

„Auf drei Monate.“

„Und haſt Du ſchon überlegt, wo Du dann das Geld herbekommen willſt?“

„Ich weiß recht wohl, daß ich es nicht ſchaffen kann — wenigſtens nicht bis dahin. Der Banquier muß das Papier prolongiren und ich muß die Summe in Terminen bezahlen — das heißt, wenn Sowerby wirklich nicht ſelbſt für Deckung ſorgt.“

„Eben ſo wahrſcheinlich wäre es, daß er für Deckung der Nationalſchuld ſorgen würde.“

Robarts erzählte dann von Mr. Sowerby's projectirter Verheirathung mit Miß Dunſtable und ſprach ſeine Meinung dahin aus, daß dieſes Project ſich realiſiren würde.

„Das wäre allerdings nicht unwahrſcheinlich,“ ſagte der Lord, „denn Sowerby iſt ein ganz angenehmer Kauz, und wenn die Sache ſich verwirklicht, ſo hat er dann auf Lebenszeit Alles, was er ſich wünſcht. Seine Gläubiger aber werden dadurch Nichts gewinnen. Der Herzog, welcher Hypothek hat, wird ohne Zweifel ſein Geld bekommen und die Beſitzung Chaldicotes wird dann factiſch Sowerby's Gattin gehören, die kleinen Gläubiger aber, ſo wie Du, bekommen ſicherlich keinen Schilling.“

Der arme Mark! Er hatte schon früher so Etwas geahnt, aber schwerlich war es ihm mit solcher Gewißheit vor Augen getreten. Er war sonach positive Thatsache, daß er zur Strafe für die Schwäche, womit er jenes Papier unterschrieben, nicht blos vierhundert Pfund, sondern vierhundert Pfund mit Zinsen und Prolongirungskosten und Commissions- und Stempelgebühren zu bezahlen haben würde.

Ja, er war während dieses Besuches bei dem Herzog in der That unter die Philister gerathen und er begann einzusehen, daß es für ihn besser gewesen wäre, wenn er den Glanz von Chaldicotes und Gatherum Castle gar nicht kennen gelernt hätte.

Und wie sollte er dies Alles seiner Gattin mittheilen?

Drittes Kapitel.

Lucy Robarts.

Wie sollte er dies Alles seiner Gattin mittheilen?

Das war die Frage, welche am Schwersten auf Mark's Herzen lastete, als wir ihn das letzte Mal verließen, und er überlegte die Sache tausend Mal hin und her, ehe er zu einem Entschluß kommen konnte. Endlich geschah dies und man kann sagen, daß der Entschluß gar kein übler war, dafern Mark nur im Stande war, ihn auszuführen.

Er wollte ermitteln, bei welcher Bank sein Wechsel discontirt worden. Er wollte Sowerby fragen, und wenn er es nicht von diesem erfahren konnte, bei den drei Banken in Barchester Erkundigung einziehen.

Daß die Discontirung bei einer von diesen geschehen sei, davon war er so ziemlich überzeugt. Er wollte dem Director der Bank sagen, er sei überzeugt, daß er, Robarts, für den Betrag werde aufkommen müssen; er wollte ihm den ganzen Stand seines Einkommens vorlegen und erklären, daß es ihm unmöglich sei, binnen drei Monaten eine so bedeutende Summe zu zahlen. Und dann sagte der Banquier ihm jedenfalls, wie die Sache sich arrangiren ließe. Fünfzig Pfund ungefähr mit Zinsen glaubte er alle drei Monate abzahlen zu können. Sobald er sich hierüber mit dem Banquier geeinigt haben würde, wollte er dann seiner Gattin die ganze Geschichte erzählen. Hätte er dies in dem gegenwärtigen Augenblicke gethan, wo noch gar Nichts entschieden war, so wäre sie sicherlich darüber so erschrocken, daß sie krank geworden wäre.

Am nächstfolgenden Morgen jedoch erhielt er eine Nachricht, welche alle seine Pläne auf längere Zeit über den Haufen warf.

Die Nachricht kam in Gestalt eines Briefes von Exeter. Sein Vater war krank geworden und die Aerzte erklärten seinen Zustand für einen höchst gefährlichen. An dem Abend, wo Mark's Schwester den Brief schrieb, ging es mit dem alten Manne bedeutend schlimmer, und es war wünschenswerth, daß Mark sich so schnell als möglich nach Exeter verfügte.

Natürlich that er dies und überließ die Seelen von Framley abermals der Obhut seines Hülfspredigers. Framley ist blos vier Meilen von Silverbridge entfernt, und in Silverbridge war er dann auf der directen Eisenbahn nach dem Westen, so daß er Exeter noch an diesem Tage vor Einbruch der Nacht erreichte.

Nichtsdestoweniger kam er zu spät an, um seinen Vater noch lebend anzutreffen. Die Krankheit des alten Mannes war eine plötzliche und rasche gewesen und er starb, ohne seinen ältesten Sohn noch ein Mal gesehen zu haben.

Die Berufsthätigkeit des alten Arztes war im Ganzen genommen eine erfolgreiche gewesen, nichtsdestoweniger aber hinterließ er bei Weitem nicht so viel Geld, als die Welt vorausgesetzt hatte. Bei wem wäre dies auch der Fall?

Doctor Robarts hatte eine zahlreiche Familie zu erziehen gehabt, er hatte stets gut und behaglich gelebt und niemals einen Schilling eingenommen, den er nicht erst selbst verdient hätte. Allerdings gehen die Gebühren eines Arztes ziemlich rasch und reichlich ein, sobald reiche alte Herren und Damen in mittleren Jahren ihr Vertrauen auf ihn zu setzen beginnen, aber dieses Geld läuft auch fast eben so rasch wieder fort, wenn eine Frau und sieben Kinder mit Allem ver-

sorgt werden, was die Welt als das Wünschenswertheste betrachtet.

Mark hatte, wie wir gesehen haben, die lateinische Schule in Harrow und die Universität Oxford besucht, und man konnte daher sagen, daß er sein Erbtheil schon weg hatte.

Was Gerald Robarts, den zweiten Bruder, betraf, so hatte sein Vater ihm eine Lieutenantsstelle gekauft. Er hatte den Krimkrieg mitgemacht und war in demselben zum Kapitän avancirt.

John Robarts, der jüngste Sohn, arbeitete in dem Bureau einer höheren Behörde und bekleidete bereits einen Vertrauensposten, obschon derselbe bis jetzt nicht viel einbrachte. Seine Ausbildung hatte ebenfalls viel Geld gekostet, denn gegenwärtig kann ein junger Mann in dem Bureau einer höhern Behörde nur dann Anstellung zu finden hoffen, wenn er wenigstens drei neuere Sprachen versteht und je nach seiner Wahl entweder in der Trigonometrie, oder in der biblischen Theologie, oder in einer todten Sprache gut bewandert ist.

Außer diesen Söhnen hatte der Doctor vier Töchter.

Die zwei ältesten waren verheirathet — mit Einschluß jener Blanche, in welche Lord Lufton sich auf der Hochzeit des Vicars verlieben sollte. Ein Guts-

besitzer aus Devonshire hatte dies an seiner Statt gethan, aber zugleich einige tausend Pfund, zwei oder drei vielleicht, Mitgift verlangt, und der alte Doctor hatte diese Summe geschafft.

Die andere Tochter war auch nicht ganz mit leeren Händen aus dem väterlichen Hause geschickt worden.

Es waren daher zu der Zeit, wo der Doctor starb, noch zwei Kinder zu Hause, von welchen blos eins, Lucy, die jüngste Tochter, im Laufe unserer Geschichte mehrfach auf der Bühne erscheinen wird.

Mark blieb zehn Tage in Exeter, denn er und sein Schwager, der Gutsbesitzer von Devonshire, waren zu Testamentsvollstreckern ernannt worden.

In diesem Document ward erklärt, der Doctor hoffe, daß seine Kinder der Mehrzahl nach versorgt seien. Was namentlich seinen lieben Sohn Mark beträfe, so wisse er, daß er sich um diesen keine Unruhe zu machen brauche.

Als Mark dies vorlesen hörte, lächelte er freundlich, aber nichtsdestoweniger ging ihm ein Stich durch's Herz, denn er hatte gehofft, daß irgend ein kleiner Glücksfall, der jetzt so gelegen gekommen wäre, ihn in den Stand setzen würde, diesen fürchterlichen Sowerby-Alp sofort abzuschütteln.

Der Testator erklärte dann weiter, Mary, Gerald

und Blanche ſeien mit Gottes Hülfe dem Bereich des Mangels ebenfalls entrückt.

Wer hier den Gutsbeſitzer angeſehen hätte, würde gemeint haben, daß dieſem auch ein Stich durch's Herz gegangen ſei, denn er hatte ſich nicht ſo ſehr in der Gewalt, wie ſein Schwager, der ein gewandter Weltmann war.

Für John, den Secretär bei der Oberbehörde, war ein Vermächtniß von tauſend Pfund, und für Jane und Lucy gewiſſe Summen in gewiſſen vierprozentigen Papieren ausgeſetzt, welche vollkommen hinreichend waren, um der Hand dieſer jungen Damen in den Augen kluger Heirathscandidaten einen erhöhten Werth zu verleihen.

Außer dieſen Beträgen war Nichts weiter da, als das Möblement, welches nach dem Willen des Erblaſſers verkauft und wovon der Ertrag unter alle Geſchwiſter gleichmäßig getheilt werden ſollte. Es würden dabei etwa ſechzig bis ſiebzig Pfund auf jeden Erben kommen und außerdem die Begräbnißkoſten übertragen werden.

Und Alle, die den alten Doctor Robarts gekannt, ſagten, er habe es ſo gut gemacht. Sein Leben war ein gutes und glückliches geweſen und ſein letzter Wille war gerecht.

Auch Mark erklärte dies und war trotz ſeiner

eigenen kleinen getäuſchten Erwartung davon überzeugt. Selbſt Squire Crowdy, der Gutsbeſitzer von Devonſhire, hatte am dritten Morgen nach Verleſung des Teſtaments ſeinen Aerger überwunden und ſagte ebenfalls, es ſei Alles ſo ganz recht.

Man entſchied nun, daß Jane mit nach Devonſhire gehen ſollte — denn ihr Schwager kannte dort einen andern Gutsbeſitzer, der vielleicht ein Auge auf ſie warf — und Lucy, die jüngere Schweſter, ſollte ihre neue Heimath in dem Pfarrhauſe Framley finden.

Vierzehn Tage nach Empfang jenes Briefes langte Mark mit ſeiner Schweſter Lucy wieder zu Hauſe an.

Alles dies machte in Mark's weiſen Entſchlüſſen in Bezug auf den Sowerby-Alp eine große Störung. Erſtens konnte er nicht ſo bald, als er gewünſcht, nach Barcheſter reiſen, und dann fiel ihm ein, daß er das Geld vielleicht von ſeinem Bruder John borgen könnte, dem er natürlich alle Umſtände auseinanderſetzen und das Geld gebührend verzinſen wollte. Während ſeines Verweilens in Exeter aber und während ſie noch, ſo zu ſagen, am Grabe ihres Vaters ſtanden, hatte er die Sache nicht gern zur Sprache bringen wollen, ſondern vor der Hand noch verſchoben.

Es war ja noch vollauf Zeit, ein Arrangement zu treffen, ehe das Papier fällig ward, und Fanny

wollte er nicht eher Etwas sagen, als bis er mit diesem Arrangement zu Stande war.

Und nun muß ich ein Wort über Lucy Robarts sagen.

Wenn man nur diese Personalbeschreibungen weglassen könnte, wie angenehm wäre dies! Lucy Robarts hat aber in unserm kleinen Drama eine hervorragende Rolle zu spielen, und wer sich für dergleichen Dinge interessirt, muß Etwas über die äußere Erscheinung dieser Persönlichkeit erfahren.

Als sie der Hochzeit ihres Bruders beiwohnte, war sie erst sechzehn Jahre alt, jetzt aber zählte sie deren beinahe neunzehn und war sonach nicht mehr Kind, sondern erwachsene Jungfrau.

Von weiblichen Pflichten hatte Lucy bis jetzt nicht viel kennen gelernt. Von Geldgeschäften verstand sie weiter Nichts, als daß sie drolligerweise versucht hatte, mit ihrem jährlichen Taschengeld von fünfundzwanzig Pfund alle ihre persönlichen Bedürfnisse zu bestreiten — ein Versuch, der durch die liebevolle Freigebigkeit ihres Vaters eben zu einem drolligen gemacht ward.

Ihre Schwester, welche drei Jahre älter war als sie — denn ihr Bruder John stand dazwischen — hatte das Hauswesen besorgt, das heißt, sie hatte den Thee bereitet und sich mit der Haushälterin wegen der Mahlzeiten besprochen.

Lucy dagegen hatte ſtets neben ihrem Vater geſeſſen, ihm des Abends, ehe er einſchlief, vorgeleſen, ihm die Pantoffeln gebracht und für die Bequemlichkeit ſeines Lehnſtuhles geſorgt.

Alles dies hatte ſie als Kind gethan, als ſie aber zu Häupten des Sarges ſtand und neben dem Sarge niederkniete, da war ſie auf ein Mal Weib.

Von Statur war ſie kleiner, als ihre drei Schweſtern, welche ſämmtlich für ſchön galten — ein Prädicat, welches die Bewohner von Exeter, im Rückblick auf die älteren Schweſtern, nicht geneigt waren, auch auf Lucy zu erſtrecken.

„Mein Himmel," ſagte eine Klatſchgevatterin zu der andern, „die arme Lucy ſieht gar nicht wie eine Robarts„ meinen Sie nicht auch, Miſtreß Pole?"

So wie die Töchter zu ſchönen Frauen, ſo waren auch die Söhne zu ſtattlichen Männern herangewachſen.

Und Miſtreß Pole antwortete:

„Jo wohl, ja wohl; bedenken Sie nur, wie ſchön Blanche ſchon in dieſem Alter war! Indeſſen, ſchöne Augen hat Lucy — das kann man ihr nicht abſprechen — und übrigens ſagt man, ſie ſei von allen ihren Schweſtern die geſcheidteſte."

Dies war auch in der That eine ſo richtige Schilderung Lucy's, daß wir derſelben nicht viel hin-

zuzufügen wissen. Sie war nicht wie Blanche, denn Blanche hatte einen feinen Teint, einen schönen Hals, eine schöne Büste und einen junonischen Wuchs. Ueberdies hatte diese auch einen hohen Begriff von einer Aepfelpastete und hatte kaum achtzehn Monate auf ihrem Gute in Devonshire geherrscht, so kannte sie schon alle Geheimnisse der Vieh- und Milchwirthschaft, so wie auch die meisten mit Aepfelwein und jungen Gänsen zusammenhängenden.

Lucy's Hals verlohnte nicht der Mühe, davon zu sprechen, das heißt, er war nicht der Art, daß er jemals Beredtsamkeit erweckt hätte.

Ihre Gesichtsfarbe war braun und sie hatte sich in keiner Weise — obschon sie dies hätte thun sollen — in Küche und Keller nützlich gemacht.

Was Hals und Hautfarbe betraf, so konnte das arme Mädchen allerdings Nichts dafür, in jener andern Beziehung aber konnte man nicht anders sagen, als daß sie ihre Gelegenheiten versäumt hatte.

Aber was für Augen hatte sie! In dieser Beziehung hatte Frau Klatschgevatterin Pole vollkommen Recht. Sie leuchteten nicht stets sanft, besonders nicht, wenn sie auf einer unbekannten Person ruhten, aber doch stets mit einem Glanze, welcher förmlich blendete.

Und wer kann sagen, von welcher Farbe sie waren? Wahrscheinlich von grüner, denn die meisten

Augen sind grün — grün oder grau, wenn Grün nicht als Augenfarbe gelten soll.

Dennoch aber war es nicht die Farbe, sondern das Feuer dieser Augen, welches den Beschauer so betroffen machte.

Lucy Robarts war eine vollständige Brünette. Zuweilen war die dunkle Färbung ihrer Wangen ausnehmend zart und lieblich und die Fransen ihrer Augen waren lang und weich, und ihre kleinen Zähne, die man so selten sah, waren weiß wie Perlen, und das Haar, obschon kurz, war schön weich — keineswegs schwarz, aber doch von der dunkelsten Nuance braun.

Auch Blanche war ihrer schönen Zähne wegen bekannt. Dieselben waren weiß und regelmäßig, wie eine Reihe neuer Häuser in einer französischen Stadt. Aber wenn sie lachte, war sie ganz Zähne, eben so wie sie ganz Hals war, wenn sie am Piano saß.

Aber Lucy's Zähne! Blos dann und wann, wenn sie in Folge eines plötzlichen Ausbruchs von Verwunderung einen Augenblick lang mit getheilten Lippen dasaß, wurden die schönen, vollkommenen Linien und die zarte, perlweiße Farbe dieses herrlichen Elfenbeins sichtbar. Mistreß Pole hätte ganz gewiß auch ein Wort von diesen Zähnen gesagt, wenn sie jemals so glücklich gewesen wäre, dieselben zu sehen.

„Die Leute sagen aber, sie sei die Geschiedteste von ihren ganzen Geschwistern," hatte Mistreß Pole sehr richtig hinzugesetzt. Die Bewohner von Exeter hatten allerdings eine solche Meinung ausgesprochen, und dies mit vollem Rechte.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es geschieht stets, daß in jeder kleinen Stadt Jedermann weiß, wer in jeder Familie der Geschiedteste ist. In dieser Beziehung hatte Mistreß Pole blos der öffentlichen Meinung Worte geliehen, und die öffentliche Meinung hatte Recht. Lucy Robarts war mit einem Verstand gesegnet, welcher schärfer war, als der ihrer Brüder oder Schwestern.

„Die Wahrheit zu gestehen, Mark, Lucy gefällt mir besser, als Blanche," hatte Fanny wenige Stunden nach dem Augenblicke gesagt, wo sie den Namen Mistreß Robarts angenommen. „Sie ist durchaus keine Schönheit, das weiß ich wohl, aber dennoch gefällt sie mir am Besten."

„Aber liebe Fanny!" hatte Mark im Tone der Ueberraschung geantwortet.

„Ja, ja, es ist so," entgegnete Fanny. „Natürlich werden andere Leute nicht so denken. Ich mache mir aber ein Mal Nichts aus regelmäßigen Schönheiten. Vielleicht beneide ich sie zu sehr."

Was Mark hierauf sagte, brauchen wir nicht zu

wiederholen; der Leſer kann aber überzeugt ſein, daß es eine etwas plumpe Schmeichelei für die Neuvermählte war. Er merkte ſich dies jedoch und nannte Lucy von dieſer Zeit an ſtets den Liebling ſeiner Gattin.

Keine der Schweſtern war ſeitdem in Framley geweſen, und obſchon Fanny bei Gelegenheit von Blanche's Vermählung eine Woche in Exeter verlebt hatte, ſo konnte man doch kaum ſagen, daß ſie mit ihren Schwägerinnen ſehr intim geworden wäre.

Nichtsdeſtoweniger ſah Mark, als es räthlich erſchien, daß Eine davon nach Framley ginge, durch die Erinnerung an Das, was ſeine Gattin geſagt, ſich ſofort bewogen, dieſes Anerbieten an Lucy zu richten, und Jane, welche viel Seelenverwandtſchaft mit Blanche beſaß, freute ſich, nach Creamclotted Hall — ſo hieß die Beſitzung ihres Schwagers in Devonſhire — gehen zu können. Die Felder von Heavybed Houſe ſtießen an die von Creamclotted Hall, und Heavybed Houſe beſaß bis jetzt noch keine Herrin.

Fanny freute ſich, als die Kunde hiervon ihr zuging. Natürlich ſchickte es ſich, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden Eine der Schweſtern ihren Aufenthalt bei Mark nahm, und Fanny fühlte ſich glücklich in dem Gedanken, daß jenes ruhige, kleine

Wesen mit den schönen Augen kommen und mit ihr unter einem und demselben Dache wohnen sollte.

Die Kinder waren Lucy ganz gewiß zugethan, wenn auch nicht so, wie ihrer Mama, und das gemüthliche kleine Zimmer über der Eingangshalle, in welchem der Kamin niemals rauchte, sollte für sie in Bereitschaft gesetzt werden. Sie sollte ihren Antheil an der Benutzung des Pony-Geschirres erhalten — und dies war von Fanny's Seite ein großes Opfer — mit Einem Worte, die Situation, welche Lucy's harrte, war durchaus nicht eine unglückliche zu nennen.

Lady Lufton hatte natürlich von dem Tode des Doctors gehört und mehrmals Botschaften an Mark ausrichten lassen und ihm gerathen, seine Rückkunft nicht zu beschleunigen, sondern so lange zu bleiben, bis in Exeter Alles in's Reine gebracht wäre, und dann ward sie unterrichtet, welche neue Persönlichkeit zu erwarten stand.

Als sie hörte, daß es Lucy, die jüngere Schwester, sei, war sie ebenfalls zufriedengestellt, denn Blanche's Reize waren, obschon unbestreitbar, doch nicht ganz nach ihrem Geschmack gewesen. Wenn eine zweite Blanche angekommen wäre, welche Gefahr hätte dann nicht für den jungen Lord Lufton entstehen können!

„Sehr richtig," sagte die Lady, „so muß er es

machen. Ich glaube, ich besinne mich auf die junge Dame. Sie ist etwas klein und sehr schüchtern und zurückhaltend, nicht wahr?"

„Etwas klein und sehr schüchtern und zurückhaltend — was das für eine Beschreibung ist!" sagte Lord Lufton.

„Laß das nur gut sein, Ludovic. Einige junge Damen müssen klein sein und einige sollten wenigstens schüchtern und zurückhaltend sein. Wir werden uns freuen, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ihrer andern Schwägerin entsinne ich mich recht gut, Mistreß Robarts," sagte Lord Lufton. „Es war eine schöne Frau."

„Lucy werden Sie für keine Schönheit erklären, glaube ich," bemerkte Fanny.

„Sie ist klein, schüchtern, zurückhaltend und —"

„Häßlich," unterbrach Fanny den jungen Lord. Ihr hatte Lucy's Gesicht gefallen, aber sie vermuthete, daß Andere wahrscheinlich dieses Wohlgefallen nicht theilten.

„Auf mein Wort," sagte Lady Lufton, „Du verdienst gar nicht, eine Schwägerin zu haben. Ich entsinne mich ihrer recht wohl und kann sagen, daß sie nicht häßlich ist. Ihr Benehmen bei Deiner Hochzeit machte auf mich einen sehr guten Eindruck und gefiel

mir mehr, als dieſe Schönheit, dies kann ich Dir ſagen."

„Ich muß geſtehen, daß ich mich ihrer gar nicht entſinne," ſagte der junge Lord.

Und damit war die Converſation zu Ende.

Nach Ablauf der vierzehn Tage langte Mark mit ſeiner Schweſter an. Sie erreichten Framley erſt lange nach Einbruch der Dunkelheit — zwiſchen ſechs und ſieben Uhr — und es war jetzt December. Der Erdboden war mit Schnee bedeckt, die Luft kalt und kein Mondſchein, und vorſichtige Leute ließen, ehe ſie aufbrachen, die Hufeiſen ihrer Pferde ſchärfen.

Da dies der Zuſtand der Witterung war, ſo hatte man Mark's Chaiſe mit Mänteln und Shawls beinahe vollgefüllt, als man ſie hinüber nach Silverbridge ſchickte, um die Reiſenden von der Eiſenbahnſtation abzuholen.

Außerdem ward noch ein Karren für Lucy's Gepäck mitgeſchickt, und alle Arten von Vorbereitungen wurden getroffen.

Drei Mal hatte Fanny ſelbſt nachgeſehen, ob in dem kleinen Zimmer über der Eingangshalle das Feuer noch gut brenne, und in dem Augenblicke, wo das Rollen der Räder ſich vernehmen ließ, ihrem kleinen Sohn einen Begriff von Dem zu geben, was er ſich unter einer Tante vorzuſtellen habe. Bis jetzt

waren Papa und Mama und Lady Lufton Alles gewesen, was er gekannt hatte, natürlich mit Ausnahme der Trabanten der Kinderstube.

Nach drei Minuten stand Lucy am Feuer.

Diese drei Minuten waren durch Umarmungen zwischen Gatte und Gattin ausgefüllt worden. Mochte er nach vierzehntägiger Abwesenheit als Gast nach Hause bringen, wen er wollte, so küßte sie ihn doch, ehe sie sonst Jemand bewillkommnete, dann aber wendete sie sich zu Lucy und begann, ihr ihre Mäntel ablegen zu helfen.

„O, ich danke Dir," sagte Lucy. „Es friert mich nicht — wenigstens nicht sehr. Bemühe Dich nicht, ich kann mir schon selbst helfen."

Dies war jedoch eine eitle Prahlerei, denn ihre Finger waren so steif und erstarrt, daß sie fast gar Nichts thun konnte.

Natürlich gingen sie Alle schwarz, aber dennoch machte die düstere Farbe von Lucy's Kleidern Fanny weit betroffener, als die ihrer eigenen. Diese schwarzen Kleider schienen die Trägerin gleichsam absorbirt und beinahe zu einem Emblem des Todes gemacht zu haben.

Lucy blickte nicht auf, sondern hielt ihr Gesicht nach dem Feuer gewendet und schien fast ängstlich und furchtsam zu sein.

„Sie mag ſagen, was ſie will, Fanny," bemerkte Mark, „ſo friert ſie doch ſehr. Mir geht es eben ſo. Es wird am Beſten ſein, wenn Du gleich mit ihr in ihr Zimmer hinaufgehſt. Große Toilette machen wir heute Abend nicht erſt, nicht wahr nicht, Lucy?"

In dem Schlafzimmer thaute Lucy ein Wenig auf und Fanny ſagte, indem ſie ſie küßte, bei ſich ſelbſt, daß ſie ihr mit dem Wort häßlich unrecht gethan. Häßlich war Lucy keinesfalls.

„Du wirſt Dich bald an uns gewöhnen," ſagte Fanny, „und dann, hoffe ich, wirſt Du Dich ganz behaglich fühlen."

Mit dieſen Worten ergriff ſie die Hand ihrer jungen Schwägerin und drückte ſie.

Lucy blickte zu ihr auf und ihre Augen hatten jetzt einen ungemein zärtlichen Ausdruck.

„Ich bin überzeugt, daß ich mich hier bei Euch glücklich fühlen werde, aber — aber — unſer guter, guter Papa!"

Und dann ſanken ſie einander in die Arme und es ward viel geküßt und geweint.

„Häßlich," ſagte Fanny bei ſich ſelbſt, als ſie das Haar ihrer Verwandten glattſtrich und ihr die Thränen von den Augen trocknete, „häßlich! Sie hat das lieblichſte Geſicht, in welches ich in meinem Leben jemals geſchaut habe."

„Deine Schweſter iſt förmlich ſchön zu nennen,“ ſagte ſie zu Mark, als ſie allein vor dem Schlafengehen ſich über ſie beſprachen.

„Nein, ſchön iſt ſie nicht; es iſt aber ein ſehr gutes Mädchen und in ihrer Art auch recht klug und verſtändig.“

„Ich finde ſie äußerſt liebenswürdig. In meinem ganzen Leben habe ich noch keine ſolchen Augen geſehen.“

„Nun, ich übergebe ſie Deinen Händen. Du wirſt ihr einen Mann verſchaffen.“

„Das wird am Ende nicht gar ſo leicht ſein. Ich glaube überhaupt nicht, daß ſie heirathen will.“

„Na, das will ich nicht hoffen. Allerdings ſcheint ſie mir ganz und gar zur alten Jungfer geſchaffen zu ſein — um für Deine Kinder immer und ewig Tante Lucy zu bleiben.“

„Ich möchte von ganzem Herzen, daß dies der Fall wäre. Ich glaube aber nicht, daß ſie es lange bleiben wird. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es ihr ſchwer werden wird, zu gefallen; wenn ich aber ein Mann wäre, ſo verliebte ich mich auf der Stelle in ſie. Haſt Du ihre Zähne angeſehen, Mark?“

„Ich glaube nicht, daß ich dies je gethan habe.“

„Ich glaube, Du weißt überhaupt nicht, ob Jemand einen Zahn im Munde hat.“

„Ausgenommen Du, liebe Fanny; die Deinigen kenne ich alle auswendig.“

„Du bist ein Schalk!“

„Und zwar ein sehr schläfriger, und wenn Du Nichts dagegen hast, so will ich mich zur Ruhe begeben.“

Und so ward bei dieser Gelegenheit über Lucy's Schönheit Nichts weiter gesprochen.

Während der ersten zwei Tage kam Fanny mit ihrer jungen Schwägerin nicht in sehr häufige Berührung. Lucy war nicht Das, was man demonstrativ nennt, und überdies gehörte sie zu der geringen Anzahl von Menschen, welche sich begnügen, dahinzuleben, ohne sich zum Mittelpunkt eines besondern äußeren Cirkels zu machen.

Sie war als eine Fremde in das Haus ihrer Schwägerin gekommen, und anfangs schien es, als wolle sie sich begnügen, einfach ihren Winkel im Gesellschaftszimmer und ihren Platz bei Tische einzunehmen. Sie schien den Trost des Mitleids und offenherzigen Zwiegesprächs nicht zu bedürfen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß sie mürrisch gewesen sei, daß sie nicht geantwortet, wenn man sie angeredet, oder daß sie keine Notiz von den Kindern genommen habe. Sie warf blos nicht sich selbst und

alle ihre Hoffnungen und Kümmerniſſe an Fanny's Herz, wie Fanny doch gewünſcht hätte.

Dieſe war allerdings Das, was man demonſtrativ nennt. Als ſie gegen Lady Lufton erzürnt war, zeigte ſie es. Und da ſeit jener Zeit ihre Liebe und Bewunderung gegen Lady Lufton geſtiegen war, ſo zeigte ſie dies auch. Wenn ſie in irgend einer Beziehung mit ihrem Gatten unzufrieden war, ſo konnte ſie es nicht verbergen, auch wenn ſie ſich bemühte, dies zu thun, und glaubte, daß es ihr gelänge — eben ſo wenig, als ſie ihre warme, beſtändige, überwallende Liebe verbergen konnte.

„Lucy iſt recht ſtill," ſagte ſie zu ihrem Gatten.

„Das iſt ein Mal ſo ihre Art," entgegnete Mark. „Schon als Kind war ſie ſtets ruhig. Während wir Alles herunterwarfen und zerbrachen, ließ ſie niemals auch nur eine Theetaſſe fallen."

„Ich wollte, ſie zerbräche jetzt Etwas," ſagte Fanny, „dann hätten wir doch vielleicht Etwas zu ſprechen."

Dennoch aber hörte ſie deßwegen nicht auf, ihre junge Schwägerin zu lieben. Wahrſcheinlich ſchätzte ſie ſie, ohne es zu wiſſen, nur um ſo höher, weil ſie Eigenſchaften, mit welchen ſie ſelbſt ausgeſtattet war, nicht beſaß.

Am dritten Tage machte Lady Lufton einen kur-

zen Beſuch. Man kann natürlich vorausſetzen, daß Fanny ihrer neuen Hausgenoſſin ſchon viel von Lady Lufton erzählt hatte.

Eine Nachbarin dieſer Art auf dem Lande übt einen ſo großen Einfluß auf ihre Umgebung aus, daß nothwendig viel von ihr geſprochen werden muß. Fanny war faſt unter den Fittigen der verwittweten Lady erzogen worden, und betrachtete ſie natürlich als eine Perſon, die es wohl werth ſei, daß man viel von ihr ſpreche.

Man darf deßwegen nicht annehmen, daß Fanny eine Schmarotzerin oder Speichelleckerin geweſen ſei. Wer hier den Unterſchied nicht einſieht, der hat noch die erſten Principien der menſchlichen Natur zu ſtudiren.

Lady Lufton trat ein, und Lucy war wie mit Stummheit geſchlagen. Fanny lag viel daran, daß der erſte Eindruck, den die Lady machte, ein günſtiger ſei, und um dies zu bewirken, war ſie ganz beſonders bemüht, die Beiden während dieſes Beſuchs häufig mit einander in's Geſpräch zu verwickeln.

Es war dies nicht klug von ihr gehandelt, Lady Lufton aber beſaß Takt und weibliche Schlauheit genug, um ſich nicht durch Lucy's Schweigſamkeit zu einem Irrthum verleiten zu laſſen.

„Und wann wirſt Du zu uns kommen und mit uns diniren?“ ſagte Lady Lufton, indem ſie ſich ausdrücklich zu ihrer alten Freundin Fanny wendete.

„O, haben Sie nur die Güte, den Tag zu beſtimmen. Wir haben niemals ſonderliche Abhaltungen, wie Sie wiſſen.“

„Nun, paßt es Ihnen dann vielleicht nächſten Donnerſtag, Miß Lucy Robarts? Sie werden Niemanden weiter bei mir treffen, als meinen Sohn. Fanny wird Ihnen ſagen, daß ein Beſuch in Framley Court nicht mehr Umſtände macht, als wenn Sie hier im Pfarrhauſe aus einem Zimmer in's andere gehen. Nicht wahr, Fanny?“

Fanny lachte und ſagte, die Beſuche in Framley Court geſchähen allerdings ſo oft, daß nicht ſo viel Ceremonieen dabei gemacht würden, als eigentlich der Fall ſein ſollte.

„Wir betrachten uns hier als eine Art glückliche Familie, Miß Lucy Robarts,“ ſagte Lady Lufton, „und freuen uns, Gelegenheit zu haben, Sie mit in dieſelbe einzuſchließen.“

Lucy betrachtete die Lady mit ihrem ſanfteſten Lächeln, was ſie aber in dieſem Augenblicke ſagte, war unhörbar. Es war jedoch klar, daß ſie ſich jetzt noch nicht überwinden konnte, auch nur bis Framley Court zu gehen, um dort zu diniren.

Es sei sehr freundlich von Lady Lufton, sagte sie zu Fanny, aber es sei so bald und — und — und wenn man sie zu Hause lassen wolle, so würde sie dafür sehr dankbar sein.

Da die Einladung aber gerade um ihretwillen erfolgt war, so ward das Diner auf unbestimmte kurze Zeit aufgeschoben.

Viertes Kapitel.

Griselda Grantly.

Es war seit diesem Tage beinahe ein Monat vergangen, als Lucy endlich Lord Lufton vorgestellt ward, und auch da geschah es rein zufällig.

Lady Lufton war während dieser Zeit oft im Pfarrhaus gewesen und hatte Lucy in gewissem Grade kennen gelernt, diese aber hatte noch nicht Muth genug zusammenraffen gekonnt, um eine der an sie ergangenen zahlreichen Einladungen anzunehmen.

Der Vicar und seine Gattin waren oft in Framley Court gewesen, der gefürchtete Tag von Lucy's erstem Erscheinen daselbst war aber noch nicht erschienen.

Sie hatte Lord Lufton in der Kirche gesehen, aber kaum so, daß sie ihn wiederzuerkennen vermocht,

und außerdem hatte sie ihn gar nicht gesehen. Eines Tages jedoch — oder vielmehr eines Abends, denn es war schon dämmerig — holte er sie und Fanny ein, als sie eben die Landstraße entlang nach dem Pfarrhause zurückkehrten. Er hatte die Flinte auf der Schulter, drei Hunde kamen dicht hinter ihm her und ein Wenig weiter zurück folgte ein Jägerbursche.

„Nun, wie befinden Sie sich, Mistreß Robarts?“ sagte er, beinahe ehe er noch die beiden Frauen eingeholt hatte. „Ich habe Sie seit wenigstens einer halben Meile vor mir hergejagt. Noch nie habe ich Damen so schnell gehen sehen.“

„Wir wären erfroren, wenn wir so schleichen wollten, wie die Herren zuweilen thun,“ entgegnete Fanny und blieb dann stehen und reichte ihm die Hand. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht daran, daß Lucy und er einander noch nicht gesprochen, und deßhalb stellte sie sie einander auch nicht vor.

„Wollen Sie mich nicht mit Ihrer Fräulein Schwägerin bekannt machen?“ sagte er, indem er den Hut abnahm und sich gegen Lucy verbeugte. „Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, ihr zu begegnen, obschon wir bereits seit länger als einem Monat Nachbarn sind.“

Fanny entschuldigte sich und stellte die beiden jungen Leute einander vor, und dann gingen sie wei-

ter, bis sie an das Thor von Framley Court kamen, während Lord Lufton zu Beiden sprach und Fanny für Beide antwortete. Hier blieben sie einen Augenblick stehen.

„Ich bin überrascht, Sie allein zu sehen," hatte Fanny so eben gesagt. „Ich glaubte, Capitän Culpepper wäre bei Ihnen."

„Der Capitän hat mich für diesen einen Tag verlassen. Wenn Sie mir gestatten, zu flüstern, so will ich Ihnen sagen, wo er hingegangen ist. Laut wage ich es nicht auszusprechen, nicht ein Mal vor den Bäumen."

„An welchen entsetzlichen Ort kann er sich denn begeben haben? Wenn es sich um dergleichen Gräuel handelt, so mag ich von keinem Geflüster wissen."

„Er ist nach — nach — aber wollen Sie mir versprechen, es nicht meiner Mutter zu sagen?"

„Ihrer Mutter? Nun haben Sie allerdings meine Neugier vollends rege gemacht. Wo kann er sein?"

„Sie versprechen mir es also?"

„O, recht gern verspreche ich es Ihnen, denn ich bin überzeugt, daß Lady Lufton mich nicht fragen wird, wo Capitän Culpepper sich herumtreibt. Wir sagen es nicht, nicht wahr nicht, Lucy?"

„Er ist auf einen Tag zur Fasanenjagd nach

Gatherum Caſtle gegangen," ſagte Lord Lufton. „Aber ich bitte Sie inſtändig, verrathen Sie uns nicht. Meine Mutter glaubt, er habe ſich wegen heftiger Zahnſchmerzen in ſein Zimmer eingeſchloſſen. Wir wagten nicht, ihr die Wahrheit zu ſagen."

Es ergab ſich, daß Fanny etwas Nothwendiges mit Lady Lufton zu beſprechen hatte, weßhalb ſie zu dieſer hinaufgehen wollte, während dagegen Lucy den Rückweg nach dem Pfarrhauſe allein weiter fortzuſetzen beabſichtigte.

„Und ich habe verſprochen, dem Vicar, oder vielmehr ſeinem Hunde Ponto, einen Beſuch zu machen," ſagte Lord Lufton. „Mit dieſem Beſuche will ich zugleich zwei andere nützliche Dinge verbinden — nämlich ein Paar Faſanen in Ihrer Küche abgeben und Miß Robarts vor den böſen Geiſtern beſchützen, welche die Straßen von Framley unſicher machen."

Und ſomit ging Fanny zu dem Thore hinein, und Lucy und der Lord ſetzten ihren Weg weiter fort.

Obſchon Lord Lufton noch nie zuvor mit Lucy geſprochen, ſo hatte er doch ſchon bemerkt, daß ſie keineswegs häßlich war. Obſchon er ſie faſt nur von Weitem in der Kirche geſehen, ſo hatte er doch die Ueberzeugung gewonnen, daß es der Mühe verlohnen müſſe, die Eignerin dieſes Geſichtes kennen zu lernen,

und es war ihm daher nicht unlieb, dieſe Gelegenheit gefunden zu haben.

„Alſo Sie halten eine Unbekannte in Ihre Burg eingeſchloſſen?“ hatte er ein Mal zu Fanny geſagt. „Wenn Sie dieſelbe noch länger gefangen halten, ſo werde ich es als meine Pflicht betrachten, ſie, da nöthig, mit Waffengewalt zu befreien.“

Er war auch zwei Mal in der Abſicht, ſie zu ſehen, im Pfarrhauſe geweſen, bei beiden Gelegenheiten aber hatte Lucy zu entſchlüpfen gewußt. Jetzt aber war ſie, ſo zu ſagen, richtig in die Falle gegangen, und Lord Lufton ließ ſich von dem Jägerburſchen ein Paar Faſanen geben, warf dieſelben über die Schulter und ging mit ſeiner Beute weiter.

„Sie ſind ſchon lange hier,“ ſagte er, „ohne daß wir das Vergnügen gehabt hätten, Sie zu ſehen.“

„Ja, Mylord,“ ſagte Lucy. Sie hatte bisher mit Lords noch keine häufige Bekanntſchaft gehabt.

„Ich habe Miſtreß Robarts ſchon geſagt, ſie habe Sie widerrechtlich gefangen gehalten, und wir würden Sie mit Gewalt oder Liſt befreien.“

„Ich — ich — ich habe vor nur erſt kurzer Zeit einen ſchweren Trauerfall gehabt.“

„Ja, Miß Robarts, ich weiß es, und was ich ſagte, war nur mein Scherz, wiſſen Sie. Dennoch aber hoffe ich, daß Sie nun im Stande ſein werden,

uns mit zu besuchen. Meine Mutter wünscht sehr, daß dies geschehen möge."

„Lady Lufton ist sehr gütig, und Sie sind es ebenfalls — Mylord."

„Ich habe meinen Vater nie gekannt," sagte Lord Lufton in ernstem Tone. „Aber ich kann mir recht wohl denken, wie tief ein solcher Verlust niederbeugen muß."

Dann, nachdem er eine Weile geschwiegen, hob er wieder an:

„Ihres Vaters, des Doctor Robarts, kann ich mich noch recht wohl entsinnen."

„Wirklich?" sagte Lucy, indem sie sich rasch nach ihm umwendete und in lebendigerem Tone sprach. Noch Niemand hatte, seitdem sie in Framley war, mit ihr von ihrem Vater gesprochen. Es war gewesen, als ob dieses Thema ein verbotenes wäre.

„Ja, ich kann mich seiner noch recht wohl entsinnen," fuhr Lord Lufton fort. „Er war, als ich noch Knabe war, zwei Mal in Framley und berieth sich mit meiner Mutter wegen Mark und mir — ob die Hiebe in Eton wirksamer wären, als die in Harrow. Er war sehr freundlich gegen mich und prophezeihte mir alles Gute."

„Er war sehr freundlich und gütig gegen Jedermann," sagte Lucy.

„Ja, das kann ich mir denken — ein guter, freundlicher, wohlwollender Mann — ein Mann, den seine Familie nothwendig vergöttern mußte.“

„Ganz recht — das war er. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals ein unfreundliches Wort von ihm gehört zu haben. Es war kein schroffer Ton in seiner Stimme.“

Lucy war, wie wir wiederholt bemerkt, in der Regel schweigsam und zurückhaltend, über dieses Thema aber ward sie, obschon diesem ihr fast gänzlich unbekannten jungen Manne gegenüber, fast beredt.

„Es befremdet mich nicht, daß Sie diesen Verlust schmerzlich empfinden, Miß Robarts,“ sagte Lord Lufton.

„Ach ja, ich empfinde ihn. Mark ist der beste, liebevollste Bruder, und was Fanny betrifft, so ist diese nur zu freundlich und zu gut gegen mich. Ich war aber ganz besonders an die Nähe meines Vaters gewöhnt und seit den letzten zwei Jahren waren wir fast unausgesetzt beisammen gewesen.“

„War er alt, als er starb?“

„Gerade siebzig, Mylord.“

„Ah, dann war er also wirklich alt. Meine Mutter ist erst fünfzig, und wir nennen sie zuweilen die Alte. Meinen Sie, daß sie älter aussieht? Wir

Alle ſagen, daß ſie ſich in der Regel weit älter macht, als ſie eigentlich zu thun braucht."

„Lady Lufton kleidet ſich allerdings nicht jugendlich."

„Das iſt es eben. Sie hat es auch, ſo lange ich denken kann, nie gethan. In der Zeit, wo ich mich ihrer zuerſt entſinnen kann, ging ſie ſtets ſchwarz. Dies thut ſie jetzt allerdings nicht mehr, aber dennoch trägt ſie ſich immer noch ſehr düſter, nicht wahr?"

„Ich ſehe es nicht gern, wenn Damen ſich ſehr jugendlich kleiden, das heißt Damen von — von —"

„Damen von fünfzig Jahren, wollen wir ſagen."

„Nun gut; Damen von fünfzig Jahren, wenn Sie ſo wollen!"

„Dann bin ich überzeugt, daß meine Mutter Ihnen gefallen wird."

Sie hatten mittlerweile ein kleines Pförtchen paſſirt, welches in den Garten des Pfarrhauſes an einer Stelle der Straße führte, welche näher war, als der Haupteingang.

„Ich werde Mark wohl zu Hauſe finden?" fragte Lord Lufton.

„Ich glaube es wenigſtens, Mylord."

„Nun gut, dann will ich dieſen Weg einſchlagen, denn mein Geſchäft iſt theilweiſe im Stalle. Sie

ſehen, ich bin hier ganz wie zu Hauſe, obſchon Sie mich noch nicht hier geſehen haben. Nun aber, Miß Robarts, wo das Eis ein Mal gebrochen iſt, hoffe ich, daß wir Freunde werden."

Er ſtreckte die Hand aus, und als ſie ihm die ihrige reichte, drückte er dieſelbe faſt, wie ein alter Freund gethan haben würde.

Und Lucy hatte auch in der That mit ihm geſprochen, als ob er wirklich ein alter Freund wäre. Einige Minuten lang hatte ſie vergeſſen, daß er ein Lord und ein Fremdling war — ſie hatte auch vergeſſen, ſteif und zurückhaltend zu ſein, wie ſie ſonſt in der Regel war. Lord Luſton hatte mit ihr geſprochen, als ob ihm wirklich an ihrer Bekanntſchaft ſchon Etwas läge, und ſie hatte ſich, ohne es zu wiſſen, durch dieſes Compliment gewinnen laſſen.

Lord Luſton ſeinerſeits hatte ſich dabei allerdings weiter Nichts gedacht, als daß ihm der Glanz eines hellen Augenpaares gefiele, wie er den meiſten andern jungen Männern gefällt. Bei dieſer Gelegenheit aber war es ſo finſter geweſen, daß er Lucy's Augen faſt gar nicht geſehen hatte.

„Nun, Lucy, ich hoffe, daß Dir Dein Begleiter gefallen hat," ſagte Fanny, als ſie mit ihrer jungen Schwägerin und ihrem Gatten vor dem Diner am Kamin des Geſellſchaftszimmers ſaß.

„O ja, ziemlich gut," entgegnete Lucy.

„Das iſt aber kein großes Compliment für den Lord."

„Es iſt auch nicht meine Abſicht, Complimente zu machen, Fanny."

„Lucy iſt viel zu proſaiſch zu dergleichen," ſagte Mark.

„Ich wollte blos ſagen, daß ich keine genügende Gelegenheit hatte, mir ein Urtheil über Lord Lufton zu bilden, denn ich war ja kaum zehn Minuten mit ihm zuſammen."

„Ach, es giebt Mädchen hier, welche ihre Augen darum gäben, wenn Sie zehn Minuten mit Lord Lufton beiſammen ſein könnten. Du glaubſt nicht, wie hoch man ihn ſchätzt. Er ſteht in dem Rufe, daß er ſtets im Stande ſei, ſich binnen einer halben Minute den Damen angenehm zu machen."

„Vielleicht war ihm in dem vorliegenden Falle auch dieſe halbe Minute nicht vergönnt," ſagte Lucy, die kleine Heuchlerin.

„Arme Lucy!" ſagte ihr Bruder. „Er kam, um nach Ponto's krankem Beine zu ſehen, und ich fürchte, er dachte mehr an den Hund, als an Dich."

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich," entgegnete Lucy, und dann ſetzte man ſich zu Tiſche.

Lucy war in der That eine kleine Heuchlerin,

denn während des Ankleidens hatte sie sich gestanden, daß Lord Lufton sehr angenehm gewesen war. Junge Damen haben aber ein Mal das Vorrecht, Heuchlerinnen zu sein, wenn der in Frage befangene Gegenstand ein junger Herr ist.

Bald nachher speis'te Lucy wirklich in Framley Court.

Capitän Culpepper war, trotz der von ihm begangenen Greuelthat in Bezug auf Gatherum Castle, immer noch da, eben so wie ein Geistlicher aus der Umgegend von Barchester mit Weib und Tochter.

Es war dies der Archidiaconus Grantly, ein Mann, den wir schon früher erwähnt und der in der Diöcese eben so gut bekannt war, als der Bischof, ja der von vielen Geistlichen höher geachtet ward, als selbst dieser berühmte Prälat.

Miß Grantly war eine junge Dame, die nicht viel älter war, als Lucy Robarts. Sie war ebenfalls still und für vieles Sprechen in größerer Gesellschaft nicht sonderlich eingenommen.

Sie war entschieden schön, hatte aber dabei etwas Statuenartiges. Ihre Stirn war hoch und weiß, glich aber dem Marmor vielleicht zu sehr, als daß sie dem Geschmack Derer zugesagt hätte, welche Freunde von Fleisch und Blut sind.

Ihre Augen waren groß und wunderschön geformt, verriethen aber selten einen hohen Grad von Gemüthsbewegung. Sie war auch in der That sehr zurückhaltend und verschlossen.

Ihre Nase war beinahe griechisch. Allerdings ging sie nicht in einer ganz geraden Linie von der Stirn aus, konnte aber dennoch mit vollem Rechte Anspruch auf das Prädicat klassisch machen.

Ihr Mund war ebenfalls schön, wenigstens sagten dies Maler, Bildhauer und andere Schönheitskenner, obschon Einige auch behaupteten, er besitze nicht genug Fülle der Lippen. Die außerordentliche Symmetrie ihrer Wangen, ihres Kinns und überhaupt des untern Theils ihres Gesichts konnte jedoch Niemand in Abrede stellen.

Ihr Haar war hellfarbig, und da es stets mit großer Sorgfalt geordnet war, so that es ihrer übrigen Erscheinung keinen Eintrag, obschon ihm jene Ueppigkeit fehlte, durch welche weibliche Schönheit in so bedeutendem Grade erhöht wird. Sie war dabei hoch und schlank gewachsen und in ihren Bewegungen sehr graziös, obschon Manche behaupten wollten, es fehle ihr an der Ungezwungenheit der Jugend. Man sagte, sie sei für ihr Alter zu gesetzt und zu steif, und schenke der Gesellschaft wenig mehr, als die Schönheit ihrer Form und ihres Gesichts.

Es läßt ſich jedoch nicht bezweifeln, daß ſie von den meiſten Männern und Frauen als die Schönheit von Barſetſhire betrachtet ward, und daß junge Herren aus benachbarten Grafſchaften viele Meilen weit auf ſchmutzigen Straßen auf die bloße Hoffnung hin, mit ihr tanzen zu können, herbeikamen.

Welche anziehenden Eigenſchaften ihr auch abgehen mochten, ſo hatte ſie doch jedenfalls großen Ruf erlangt. Sie hatte zwei Monate des letztvergangenen Frühjahrs in London verlebt und hier ebenfalls Senſation gemacht, und die Leute hatten geſagt, daß Lord Dumbello, Lady Hartletop's älteſter Sohn, ganz beſonders ſein Augenmerk auf ſie gerichtet habe.

Man kann ſich denken, daß ihr Vater ſtolz auf ſie war, und ein Gleiches war mit ihrer Mutter der Fall, die auf die Schönheit ihrer Tochter vielleicht ſtolzer war, als eine ſo vortreffliche Frau auf etwas ſo Eitles und Vergängliches hätte ſein ſollen.

Griſelda — ſo hieß das ſchöne Mädchen — war jetzt die einzige Tochter ihrer Eltern. Sie hatte allerdings eine Schweſter gehabt, aber dieſe war geſtorben. Jetzt hatte ſie nur noch zwei Brüder, von welchen der Eine ſich der Kirche, der Andere dem Kriegerſtande gewidmet hatte.

Dies war die ganze Familie des Archidiaconus, und da dieſer ein ſehr reicher Mann war — er war

der einzige Sohn seines Vaters, welcher viele Jahre lang Bischof von Barchester gewesen, und zu jener Zeit hatte es der Mühe verlohnt, Bischof von Barchester zu sein — so setzte man voraus, daß Miß ein Mal ein bedeutendes Vermögen zufallen würde.

Ihre Mutter hatte jedoch wiederholt erklärt, sie wünsche durchaus nicht ihre Tochter in übereilter Weise vermählt zu sehen, und diese Bemerkung war blos geeignet, Griselda's Werth in den Augen der sie Begehrenden zu erhöhen. Viele Mütter setzen ihre Waare durch übergroße Begier, sie loszuschlagen, selbst im Preise herab.

Um jedoch den Leser sofort und ohne weitere Umschweife von der Wahrheit zu unterrichten, müssen wir hier sagen, daß Griselda Grantly gewissermaßen schon versprochen war. Nicht als ob Griselda Etwas davon gewußt hätte, oder der drei Mal glückliche junge Mann von seinem Glück unterrichtet gewesen wäre, ja selbst dem Vater der schönen Tochter hatte man Nichts gesagt.

Mistreß Grantly und Lady Lufton haben aber bereits mehr als eine geheime Berathung über diesen Punkt gepflogen und sich über die Bedingungen schon fest geeinigt. Allerdings war der Vertrag nicht auf Pergament niedergeschrieben und eben so wenig besiegelt, wie der Fall mit Verträgen ist, welche Könige

und Diplomaten abschließen, um sie dann wieder zu brechen. Die Niederschrift war vielmehr in Gestalt kurzer Worte erfolgt und durch einen wiederholten Händedruck besiegelt worden, und diese Form war zwischen zwei solchen contrahirenden Theilen vollkommen bindend.

Den Bestimmungen dieses Tractates zufolge sollte Griselda Grantly ein Mal Lady Lufton werden.

Die alte Lady Lufton hatte bis jetzt in ihren Heirathsspeculationen Glück gehabt. Sie hatte Sir Georg für ihre Tochter gewählt, und Sir Georg war mit der größten Gutmüthigkeit auf ihre Pläne eingegangen. Sie hatte Fanny Monsell für Mr. Robarts ausersehen, und Fanny Monsell hatte sich nicht einen Augenblick gegen sie empört. Alles, was sie that, war gleichsam von dem Zauber des Gelingens durchdrungen, und sie fühlte sich fast überzeugt, daß ihr lieber Sohn Ludovic sich in Griselda verlieben müsse.

Was die junge Dame selbst betraf, so meinte Lady Lufton, daß sich für ihren Sohn keine bessere Partie darbieten könne. Lady Lufton war, wie wir wiederholt bemerkt, eine eifrige Anhängerin der Hochkirche, und Griselda's Vater war das ächte Vorbild eines Geistlichen, wie Lady Lufton ihn verlangte.

Hierzu kam, daß die Grantlys von guter Familie

waren — allerdings nicht von Adel, aber in dergleichen Dingen verlangte Lady Lufton nicht Alles.

Sie gehörte zur Zahl Derer, welche, indem sie ihre Hoffnungen nicht allzu hoch steigern, mit Recht erwarten können, sie verwirklicht zu sehen.

Sie wünschte, daß die Gattin ihres Sohnes schön sei. Sie wünschte dies um seinetwillen, damit er stolz auf sein Weib sein könne, und weil die Männer die Schönheit lieben.

Dabei aber fürchtete sie die lebhafte Schönheit, jene funkelnden weiblichen Reize, welche verlocken und bethören, und gerade in dieser Beziehung schien Griselda ganz der rechten Mitte anzugehören.

Abgesehen hiervon, war auch Griselda's Geld nicht zu verachten. Lady Lufton war trotz aller ihrer hochfliegenden Ideen keine unvorsichtige Frau. Sie wußte, daß ihr Sohn verschwenderisch gewesen, obschon nicht in welchem Umfange, und wünschte, daß einiger Balsam aus dem Geldkasten des alten Bischofs die leichten Wunden heile, welche die jugendliche Unbesonnenheit ihres Sohnes dem Körper des Familienbesitzthums vielleicht geschlagen habe.

Auf diese Weise und aus diesen Gründen war Griselda Grantly zur künftigen Lady Lufton ausersehen worden.

Lord Lufton war mit Griſelda ſchon mehr als ein Mal zuſammengetroffen. Er hatte ſie geſehen, noch ehe die hohen contrahirenden Perſonen ſich über irgend welche Bedingungen geeinigt hatten, und ſie hatte ihm augenſcheinlich gefallen.

Lord Dumbello hatte in London einen ganzen Abend vor unausſprechlichem Aerger ſtumm dageſeſſen, weil Lord Lufton in ſeinen Aufmerkſamkeiten gegen Griſelda beſonders eifrig geweſen, und Lord Dumbello's Stummheit war ſeine beredteſte Ausdrucksweiſe. Sowohl Lady Hartletop, als Griſelda's Mutter wußten, als ſie ihn ſahen, recht wohl, was ihm im Kopfe herumging.

Dieſe Partie hätte aber Miſtreß Grantly's Abſichten nicht entſprochen. Die Familie Hartletop gehörte nicht ihrer Sphäre an, ſondern hielt zu der Partei des Herzogs von Omnium, zu jenen „ſchrecklichen Menſchen von Gatherum," wie Lady Lufton, Hände und Augen emporhebend und den Kopf ſchüttelnd, zu ihr zu ſagen pflegte.

Wahrſcheinlich glaubte Lady Lufton, während der mitternächtlichen Orgien auf Gatherum Caſtle würden kleine Kinder in Paſteten geſchmauſ't, Jungfrauen in ſchauerlichen Verließen gefangen gehalten und dann und wann zur Kurzweil der Gäſte des Herzogs auf die Folter geſpannt.

Als Mark Robarts mit seinen beiden Begleiterinnen den Salon von Framley Court betrat, waren die Grantlys schon da, und die Stimme des Archidiaconus schlug laut und imposant an Lucy's Ohr, als sie ihn sprechen hörte, während sie noch auf der Schwelle der Thür stand.

Nachdem Lady Lufton ihre Gäste empfangen, machte sie Lucy mit Griselda Grantly bekannt.

Miß Grantly lächelte anmuthig, verneigte sich ein Wenig und bemerkte dann in dem leisesten Tone, es sei außerordentlich kalt.

Lucy, welche glaubte, sie müsse hierauf Etwas entgegnen, sagte, es sei allerdings kalt, aber wenn sie ginge, mache sie sich weiter nicht viel daraus.

Griselda lächelte hierauf wieder, obschon etwas weniger huldvoll, als das erste Mal, und somit war die Conversation zu Ende.

Miß Grantly war die Aeltere von Beiden, und da sie schon sehr viel von der Welt gesehen, so hätte sie am Besten im Stande sein sollen, zu plaudern, vielleicht aber lag ihr an einer Conversation mit Miß Robarts nicht sehr viel.

Lord Lufton führte Mistreß Grantly zur Tafel und die Sache ward so eingerichtet, daß Miß Grantly auf der andern Seite neben ihm zu sitzen kam, während

Lucy zwischen ihren Bruder und den Capitän Culpepper placirt ward.

Capitän Culpepper war ein Mann mit einem ungeheuren Schnurrbart und großer Geschicklichkeit im Erlegen von allerlei Wild. Da er aber keine andern hervorstechenden Eigenschaften besaß, so war es nicht wahrscheinlich, daß er sich der armen Lucy sehr angenehm machen würde.

Sie hatte Lord Lufton seit dem Tage jenes Spazierganges ein Mal auf zwei Minuten gesehen und er hatte bei dieser Gelegenheit zu ihr gesprochen, wie zu einer alten Freundin.

Es war dies im Gesellschaftszimmer des Pfarrhauses geschehen und Fanny war auch dabei gewesen. Fanny war so sehr an den Lord gewöhnt, daß sie sich weiter Nichts dabei gedacht hatte, für Lucy aber war es sehr angenehm gewesen. Er war weder voreilig, noch zudringlich, sondern freundlich, sanft und angenehm, und Lucy fühlte, daß sie Wohlgefallen an ihm fand.

An dem gegenwärtigen Abende hatte er bis jetzt kaum mit ihr gesprochen, und sie wußte, daß andere Personen da waren, mit welchen er verpflichtet war, zu sprechen. Nichtsdestoweniger aber hätte sie gern den Sitz eingenommen, zu welchem Miß Grantly den Weg gefunden.

Sie wünschte nicht mit Lord Lufton zu liebeln, so thöricht war sie nicht; aber sie hätte gern den Klang seiner Stimme dicht an ihrem Ohr gehört — weit lieber, als den von Capitän Culpepper's Messer und Gabel.

Es war dies seit dem Tode ihres Vaters die erste Gelegenheit, bei welcher sie sich bemüht hatte, sich sorgfältig zu kleiden, und trotz der düstern Farbe ihrer Trauerkleidung sah sie sehr gut aus.

„Lucy's Stirn hat einen förmlich poetischen Ausdruck," hatte Fanny zu ihrem Gatten gesagt.

„Setze ihr nicht solche Dinge in den Kopf, Fanny! Sie möchte sich am Ende einbilden, eine Schönheit zu sein," hatte Mark geantwortet.

„Ich bezweifle, daß es so leicht wäre, ihr den Kopf zu verdrehen, Mark. Es steckt in Lucy mehr, als Du glaubst, und Du wirst Dich bald selbst davon überzeugen."

Auf diese Weise prophezeite Fanny über ihre junge Schwägerin. Wäre sie gefragt worden, so hätte sie vielleicht gesagt, Lucy's Gegenwart werde dem Grantly-Interesse in Framley Court gefährlich sein.

Lord Lufton's Stimme war ziemlich hörbar, während er fortfuhr, mit Miß Grantly zu sprechen — seine Stimme, aber nicht seine Worte. Er sprach so, daß es gar nicht aussah, als flüstere er, und dennoch

konnte nur die Perſon, mit welcher er ſprach, hören, was er ſagte.

Miſtreß Grantly converſirte mittlerweile fortwährend mit Lucy's Bruder, welcher ihr zur linken Hand ſaß. Es fehlte ihr niemals an Stoff zu einer Unterhaltung mit einem Landgeiſtlichen der ächten Art, und auf dieſe Weiſe blieb Griſelda vollkommen ungeſtört.

Lucy konnte aber nicht umhin, zu bemerken, daß Griſelda ſelbſt ſehr wenig zu ſagen zu wiſſen ſchien — oder auf jeden Fall ſehr wenig ſagte.

Dann und wann öffnete ſie allerdings den Mund und ein Wort oder ein paar Worte entfielen demſelben. Meiſtentheils aber ſchien ſie ſich mit der Thatſache zu begnügen, daß Lord Luſton ihr Aufmerkſamkeiten erwies. Sie ward nicht lebendiger, ſondern ſaß da — ſtill und graziös, ruhig und klaſſiſch, wie ſie ſtets war.

Lucy, welche nicht umhin konnte, zu lauſchen und zu lugen, dachte bei ſich ſelbſt, daß ſie, wenn ſie an Griſelda's Stelle wäre, ſich bemühen würde, eine hervorragendere Rolle in der Converſation zu ſpielen.

Griſelda Grantly wußte wahrſcheinlich viel beſſer als Lucy, wie ſie ſich in einer ſolchen Situation zu benehmen hatte. Andererſeits war es auch möglich,

daß junge Männer, wie Lord Lufton, am Liebſten ſich ſelbſt ſprechen hörten.

„Es giebt herum ungeheuer viel Wild," ſagte Capitän Culpepper gegen Ende des Diners zu Lucy.

Es war dies der zweite Verſuch zum Anknüpfen eines Geſprächs, den er machte. Bei dem erſtern hatte er ſie gefragt, ob ſie Einen oder den Andern von den Offizieren des neunten Regiments kenne.

„Wirklich?" entgegnete Lucy. „Allerdings ſah ich Lord Lufton neulich ſelbſt mit einem ganzen Arm voll Faſanen."

„Einen Arm voll? In Gatherum hatten wir ein Mal ſieben Wagen voll."

„Sieben Wagen voll Faſanen!" rief Lucy nicht wenig erſtaunt.

„Nun, das iſt nicht ſo gar viel. Wir waren unſer acht Schützen, wiſſen Sie, und dieſe können Etwas fertig bringen, ſobald nur das Wild gut zuſammengetrieben iſt. In Gatherum verſteht man ſich auf dergleichen Dinge ganz ausgezeichnet. Waren Sie ſchon ein Mal bei dem Herzog, wie?"

Lucy hatte gehört, was in Framley von Gatherum Caſtle erzählt ward, und ſagte mit einer Art Schauder, ſie ſei niemals an dieſem Orte geweſen.

Von nun an fiel Capitän Culpepper ihr nicht weiter läſtig.

Als die Damen sich in den Salon begeben hatten, fand Lucy sich nicht besser daran, als sie bei Tische gewesen. Lady Lufton und Mistreß Grantly setzten sich zusammen auf ein Sopha und flüsterten hier leise und vertraulich mit einander. Mylady hatte Lucy und Miß Grantly einander vorgestellt und glaubte ganz natürlich, die beiden jungen Damen würden sich schon von selbst näher befreunden.

Fanny machte einen Versuch, eine gemeinschaftliche Conversation für alle Drei in Gang zu bringen, und gab sich zehn Minuten lang alle mögliche Mühe. Aber es gelang ihr nicht. Miß Grantly blieb einsilbig, obschon sie bei jeder einsilbigen Antwort lächelte, und Lucy fand, daß ihr in diesem Augenblicke Nichts einfallen würde, was des Aussprechens verlohnt hätte.

Und so saß sie da, still und unbeweglich, und scheute sich, auch nur ein Buch in die Hand zu nehmen, und dachte bei sich selbst, wie viel glücklicher sie sich daheim im Pfarrhause fühlen würde. Sie war nicht für die Gesellschaft geschaffen, davon war sie nun überzeugt, und nahm sich vor, ein ander Mal Mark und Fanny allein nach Framley Court gehen zu lassen.

Nach einiger Zeit traten die Herren ein, und es ward nun wieder Leben im Zimmer. Lady Lufton

ſtand auf und machte ſich Allerlei zu thun. Sie ſchürte das Feuer und wechſelte die Lichter, ſprach einige Worte mit Doctor Grantly, flüſterte ihrem Sohne Etwas zu, klopfte Lucy auf die Wange, ſagte Fanny, welche muſikaliſch war, ſie ſolle doch Etwas vortragen, und legte zuletzt beide Hände auf Griſelda's Schultern und ſagte, der Schnitt ihres Kleides ſei ein vollkommener. Denn Lady Lufton ſah, obſchon ſie ſich ſelbſt, wie Lucy geſagt hatte, „alt" trug, es gern, wenn ihre Umgebung ſauber, hübſch, modern und geſchmackvoll gekleidet war.

„Wie gütig Sie ſind, Mylady," ſagte Griſelda, indem ſie ihre Hand ſo weit erhob, daß ſie die Fingerſpitzen der Lady drücken konnte. Es war dies das erſte Zeichen einer lebendigeren Stimmung, welches ſie von ſich gab, und Lucy Robarts beobachtete Alles.

Und dann ward muſicirt. Lucy ſpielte weder, noch ſang ſie. Fanny that Beides, und für eine Dilettantin recht gut.

Griſelda ſang nicht, ſpielte aber, und zwar auf eine Weiſe, welche verrieth, daß ſie bei ihrem Unterricht weder Fleiß, noch ihr Vater Geld geſpart hatte.

Lord Lufton ſang ebenfalls ein Wenig, und Capitän Culpepper ein ganz klein Wenig, ſo daß wirklich ein kleines Concert zu Stande kam.

Mittlerweile ſtanden Doctor Grantly und Mark

im Gespräch mit einander vor dem Feuer, die beiden Mütter sahen mit zufriedenem Blicke zu, wie ihre Kinder girrten und sich schnäbelten! — und Lucy saß allein und blätterte in einem Bilderbuch.

Sie war nun fester als je überzeugt, daß ihr Temperament sie für das Gesellschaftsleben gänzlich ungeeignet mache. Sie kümmerte sich um Niemanden und Niemand kümmerte sich um sie.

Wohlan, dies Mal mußte sie Das, was sie ein Mal begonnen, vollends durchmachen. Ein ander Mal aber wollte sie sich besser vorsehen. Wenn sie daheim mit ihrem Buche am Kaminfeuer saß, fühlte sie sich niemals so elend, wie jetzt.

Sie hatte der Musik den Rücken zugewendet, denn sie konnte es nicht mehr mit ansehen, wie Lord Lufton die schulgerechte Bewegung von Miß Grantly's Fingern beobachtete, und saß an einem kleinen Tische so weit ertfernt von dem Piano, als ein langes Zimmer gestattete, als sie plötzlich aus ihrem Hinbrüten durch eine Stimme aufgerüttelt ward, welche dicht neben ihr sagte:

„Aber, Miß Robarts, warum haben Sie sich so von uns Allen abgesondert?"

Lucy fühlte, daß, obschon sie die Worte ganz deutlich hörte, dieselben doch von Niemand sonst ver-

nommen wurden. Lord Lufton ſprach jetzt mit ihr, wie er vorher mit Miß Grantly geſprochen.

„Ich kann weder ſpielen, noch ſingen, Mylord,“ entgegnete Lucy.

„Das würde uns Ihre Geſellſchaft um ſo werthvoller gemacht haben, denn es fehlt uns an Zuhörern. Vielleicht aber lieben Sie die Muſik nicht?“

„O ja — zuweilen ſogar ſehr.“

„Und wann iſt dieſes Zuweilen? — Doch, wir werden dies mit der Zeit ſchon erfahren. Wenn der Winter vorüber ſein wird, werden wir alle Ihre Geheimniſſe enthüllt und alle Ihre Räthſel errathen haben. Meinen Sie nicht auch?“

„Ich wüßte nicht, daß ich Geheimniſſe hätte.“

„O freilich haben Sie deren! Iſt es nicht ſehr geheimnißvoll und räthſelhaft von Ihnen, wenn Sie ſich hierher ſetzen und uns Allen den Rücken zukehren —“

„O Lord Lufton, wenn ich damit etwas Unrechtes gethan habe, ſo —“

Und die arme Lucy fuhr faſt von ihrem Stuhle empor und eine dunkle Röthe überzog ihre braune Wange.

„Nein — nein, Sie haben nichts Unrechtes gethan. Ich ſcherzte blos. Wir haben vielmehr Unrecht gethan, daß wir Sie ſich ſelbſt überließen, — Sie, die Sie unter uns am Fremdeſten ſind.“

„Ich habe mich sehr wohl befunden. Ich mache mir Nichts daraus, wenn man mich allein läßt. Ich bin von jeher daran gewöhnt."

„Aber dann müssen wir Ihnen dies wieder abgewöhnen. Wir dürfen Ihnen nicht gestatten, daß Sie sich zur Einsiedlerin machen. Der Grund liegt jedoch darin, Miß Robarts, daß Sie uns noch nicht kennen und sich daher nicht recht wohl unter uns fühlen."

„O doch! Sie sind ja Alle so freundlich gegen mich."

„Sie müssen uns erst gestatten, freundlich gegen Sie zu sein — auf jeden Fall müssen Sie es mir erlauben. Sie wissen doch, daß Mark und ich seit unserem siebenten Lebensjahre vertraute Freunde sind. Seine Gattin ist fast eben so lange die vertrauteste Freundin meiner Schwester, und nun, da Sie da sind, müssen Sie auch eine vertraute Freundin von uns werden. Nicht wahr, Sie weisen dieses Anerbieten nicht zurück?"

„O nein," sagte sie flüsternd, und in der That, sie konnte ihre Stimme kaum über ein Flüstern erheben, weil sie fürchten mußte, daß ihren verrätherischen Augen Thränen entrinnen möchten.

„Doctor Grantly und seine Gattin werden in ein paar Tagen wieder abreisen, und dann müssen wir

Sie hierher bekommen. Miß Grantly ſoll über Weihnachten dableiben und Sie müſſen Buſenfreundinnen werden."

Lucy lächelte und verſuchte vergnügt auszuſehen, aber ſie fühlte, daß ſie und Griſelda niemals Buſenfreundinnen werden — daß ſie niemals Etwas mit einander gemeinſam haben könnten. Sie fühlte ſich überzeugt, daß Griſelda ſie verachtete, weil ſie ſo klein, ſo braun, ſo unanſehnlich war. Sie ſelbſt dagegen konnte Griſelda nicht verachten; ſie konnte vielmehr nicht umhin, Miß Grantly's hohe Schönheit und würdevolle Haltung zu bewundern, aber ſie wußte auch, daß ſie ihr niemals Liebe ſchenken könnte.

Es iſt kaum möglich, daß ein ſtolzes Herz Den liebe, der es verachtet, und Lucy's Herz war ein ſehr ſtolzes.

„Meinen Sie nicht, daß ſie ſehr ſchön iſt?" fragte Lord Lufton.

„O, ſehr ſchön," ſagte Lucy. „Daran kann Niemand zweifeln."

„Ludovic!" rief Lady Lufton, der es nicht recht gefallen wollte, daß ihr Sohn ſo lange hinter Lucy's Stuhl ſtehen blieb. „Willſt Du uns nicht noch Etwas ſingen? Fanny und Miß Grantly ſitzen noch am Piano."

„Ich habe ſchon Alles geſungen, was ich kann, Mutter. Culpepper mag uns doch auch ein Mal ſeine Kunſt zeigen.“

„O, ich habe das einzige Lied, das ich kann, ſchon vor einer Stunde geſungen,“ entgegnete der Capitän und wollte ſich durchaus zu weiter Nichts verſtehen.

Nicht lange darauf ging die Geſellſchaft auseinander und die Robarts kehrten in das Pfarrhaus zurück.

Fünftes Kapitel.

Der kleine Wechsel.

Lucy gewann während der letzten fünfzehn Minuten ihres Verweilens in dem Salon von Framley Court in Bezug auf ihre vermeinte Untauglichkeit zum Gesellschaftsleben eine etwas andere Ansicht. Es war sehr angenehm, so in diesem Lehnstuhl zu sitzen, während Lord Lufton dahinter stand und hübsche, sanfte, gutmüthige Worte zu ihr sprach.

Sie war überzeugt, daß sie binnen kurzer Zeit wahre Freundschaft für ihn fassen und daß sie dies thun könnte, ohne Gefahr zu laufen, sich in ihn zu verlieben. Zugleich aber bedachte sie, daß eine solche Freundschaft Anlaß zu allen Arten von Bemerkungen geben und sich mit der gewöhnlichen Art und Weise der Welt schwerlich vereinigen lassen würde.

Auf jeden Fall mußte es angenehm ſein, in Framley Court zu weilen, wenn Lord Lufton auch da war und dann und wann Notiz von ihr nahm.

Dennoch aber geſtand ſie ſich nicht zu, daß ein ſolcher Beſuch unerträglich ſein würde, wenn Lord Lufton ſeine ganze Zeit der ſchönen Griſelda Grantly widmete. Sie geſtand es weder zu, noch dachte ſie es, nichtsdeſtoweniger aber fand in ſeltſamer, ihr ſelbſt unbewußter Weiſe ein ſolches Gefühl Eingang in ihr Herz.

Die Weihnachtsfeiertage gingen vorüber. Wie viel Genüſſe und wie viel Leiden ihr während derſelben beſchieden waren, wollen wir hier verſuchen, genau zu beſchreiben.

Miß Grantly blieb bis zum Dreikönigstage in Framley Court und die Robarts verbrachten ebenfalls den größten Theil ihrer Zeit auf dem Schloſſe.

Lady Lufton hatte ohne Zweifel gehofft, daß bei dieſer Gelegenheit Alles ihren Wünſchen gemäß arrangirt werden würde, aber dies war nicht der Fall geweſen.

Lord Lufton hatte augenſcheinlich an Miß Grantly großen Wohlgefallen gefunden und dies ſeiner Mutter wohl ein halbes Dutzend Mal geſagt. Dennoch aber ließ ſich die Frage aufwerfen, ob nicht durch eine Meinung, die er ein Mal ausſprach und welche dahin

ging, daß Griſelda Grantly Etwas von Lucy's Feuer gebrauchen könne, das Vergnügen, welches Lady Lufton bis jetzt über dieſe Geſchmacksrichtung ihres Sohnes empfunden, mehr als neutraliſirt ward.

„Du wirſt doch dieſe beiden Mädchen nicht mit einander vergleichen wollen," ſagte Lady Lufton.

„O nein. Sie ſind ja förmliche Antipoden von einander. Miß Grantly würde wahrſcheinlich mehr nach meinem Geſchmack ſein, denn ich bin klug genug, um zu wiſſen, daß dies ſo iſt, weil mein Geſchmack ein ſchlechter iſt."

„Ich kenne keinen Mann, der in ſolchen Dingen einen richtigeren oder verfeinerteren Geſchmack hätte," ſagte Lady Lufton.

Weiter darüber hinaus wagte ſie aber nicht zu gehen. Sie wußte recht wohl, daß ihre Kriegsliſt vergeblich ſein würde, wenn ihr Sohn ein Mal erführe, daß ſie eine ſolche im Schilde geführt.

Lady Lufton ward nämlich, die Wahrheit zu ſagen, etwas gleichgültig gegen Lucy Robarts. Sie war allerdings ſehr freundlich gegen das kleine Mädchen, das kleine Mädchen aber ſchien dieſe Güte nicht ſo zu würdigen, wie ſie geſollt hätte, und hatte nun begonnen, in gewiſſer Weiſe ganz frei und ungenirt mit Lord Lufton zu ſprechen.

Und ſomit waren die Weihnachtsfeſtlichkeiten zu

Ende, und der Januar ging ebenfalls seinem Ende entgegen. Während des größern Theiles dieses Monats blieb Lord Lufton nicht in Framley, war aber nichtsdestoweniger in der Grafschaft, indem er sich der Fuchsjagd beider Abtheilungen anschloß und in verschiedenen Häusern übernachtete. Zwei oder drei Nächte verlebte er in Chaldicotes und eine — wir erzählen dies nur in gedämpftem Tone — in Gatherum Castle.

Seiner Mutter sagte er Nichts hiervon.

„Warum soll ich sie betrüben?" sagte er zu Mark.

Aber Lady Lufton wußte es, obschon sie noch kein Wort mit ihm darüber gesprochen — sie wußte es und fühlte sich unglücklich.

„Wenn er nur Griselda heirathen wollte, dann wäre es mit dieser Gefahr aus," sagte sie bei sich selbst.

Wir müssen jetzt jedoch auf einige Zeit zu dem Vicar und seinem kleinen Wechselpapier zurückkehren. Man wird sich entsinnen, daß seine erste Idee in Bezug auf diese mißliche Angelegenheit nach Eröffnung des Testaments seines Vaters die war, das Geld von seinem Bruder John zu borgen.

John war gegenwärtig in Exeter und wollte auf seiner Reise nach London im Pfarrhaus Framley

übernachten. Mark wollte die Sache unterwegs zur Sprache bringen, so peinlich es ihm auch sein mußte, die Geschichte seiner eigenen Thorheit einem Bruder zu erzählen, der viel jünger war, als er selbst, und welcher zu ihm, dem in Amt und Würden stehenden Geistlichen, stets mit einer Ehrfurcht aufgeblickt hatte, welche größer war, als der Unterschied des Alters erheischte.

Die Geschichte ward erzählt, leider aber vergebens, wie Mark sich überzeugte, ehe er noch Framley erreichte.

Sein Bruder John erklärte allerdings sofort, daß er ihm das Geld leihen wolle — achthundert Pfund, statt vierhundert, wenn sein Bruder es wünsche. Er, John, gestand, daß er, was die noch übrigen zweihundert Pfund beträfe, dieselben gern in seinem sofortigen Besitz sehen möchte.

Was Zinsen beträfe, so wolle er davon Nichts wissen — Zinsen von einem Bruder zu nehmen, lieber gar! — Na, wenn Mark so viele Umstände deßwegen machte, so müsse er sie wohl nehmen. Es solle ganz so geschehen, wie Mark selbst wünsche.

Dies war Alles sehr schön und Mark war fest entschlossen, daß sein Bruder sein Geld sobald als möglich zurückerhalten solle.

Nun aber entstand die Frage: Wie sollte man zu diesem Gelde kommen? Er, Mark, war einer der Testamentsvollstrecker und konnte es daher ohne Zweifel erheben, sein Bruder ward aber erst in fünf Monaten mündig und konnte daher gesetzlich jetzt noch nicht in Besitz des Vermächtnisses gesetzt werden.

„Das ist eine dumme Geschichte," sagte John, und dachte vielleicht eben so sehr an seinen eigenen Wunsch nach baarem Gelde, als an die Verlegenheit seines Bruders. Mark war auch der Meinung, daß es eine dumme Geschichte sei, aber es ließ sich nach dieser Richtung hin ein Mal weiter Nichts thun, und er mußte nun sehen, inwieweit die Banquiers ihm behülflich sein konnten.

Einige Wochen nach seiner Rückkehr nach Framley fuhr er hinüber nach Barchester und begab sich hier zu einem gewissen Bankdirector Forrest, dem er unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit die ganze Geschichte erzählte. Anfangs verschwieg er den Namen seines Freundes Sowerby, aber es stellte sich bald heraus, daß diese Rücksicht eine ganz überflüssige war.

„Das ist Sowerby gewesen," sagte Mr. Forrest. „Ich weiß, daß Sie ein guter Freund von ihm sind, und alle seine Freunde haben früher oder später dies durchzumachen."

Es kam Mark vor, als ob Mr. Forreſt den ganzen Vorgang ſehr leicht nähme.

„Es wird mir nicht möglich ſein, das Papier zu bezahlen, wenn es fällig wird," ſagte Mark.

„Das kann ich mir denken," entgegnete Mr. Forreſt. „Es iſt alle Mal ſtörend, wenn man vierhundert Pfund auf einem Brete bezahlen ſoll. Niemand wird erwarten, daß Sie die Zahlung leiſten."

„Aber früher und ſpäter muß ich dies doch!"

„Na, das mag ſein, wie es will. Es wird theilweiſe darauf ankommen, wie Sie ſich mit Sowerby ſtellen, und theilweiſe, in was für Hände das Papier kommt. Da Ihr Name darauf ſteht, ſo wird man Geduld haben, ſo lange die Zinſen und die Prolongationsgebühren bezahlt werden. Ohne Zweifel aber muß es ein Mal von Jemanden eingelöſ't werden."

Mr. Forreſt fügte hinzu, er ſei überzeugt, daß das Papier nicht in Barcheſter ſei, denn Mr. Sowerby würde es ganz gewiß nicht bei einer dortigen Bank umgeſetzt haben. Wahrſcheinlich ſei es in London, werde aber ohne Zweifel zum Incaſſo nach Barcheſter geſchickt werden.

„Wenn es mir zu Händen kommt," ſagte Mr. Forreſt, „ſo will ich Ihnen vollauf Zeit laſſen, damit Sie ſich wegen der Prolongation mit Sowerby ver-

ständigen können. Die Kosten dafür wird er doch wahrscheinlich bezahlen."

Mark war es, als er die Bank verließ, etwas leichter um's Herz. Mr. Forrest hatte von dem ganzen Vorgange so wenig Aufhebens gemacht, daß er sich gerechtfertigt fühlte, sich ebenfalls keinen großen Kummer darüber zu machen.

„Es wird," sagte er bei sich selbst, während er wieder nach Hause fuhr, „am Besten sein, wenn ich Fanny nicht eher Etwas davon sage, als bis die drei Monate um sind. Dann muß ich ein Arrangement treffen."

Eine Bürde, die einen Menschen anfangs zu zermalmen droht, wird durch die Gewohnheit nicht blos erträglich, sondern sogar leicht und bequem. Der Schuldenmacher von Profession geht wohlgemuth und mit elastischem Tritt einher und findet fast Genuß an der Aufregung, in welcher er durch seine Verlegenheiten erhalten wird.

Ein Beweis hiervon war Mr. Sowerby selbst. Wer sah wohl eine Wolke auf seiner Stirn?

Auch Mark Robarts begann jetzt schon ganz ruhig über dieses Schuldpapier zu denken. Wie angenehm diese Banquiers dergleichen Dinge zu behandeln wußten! „Bezahlen! O, Niemand wird so unbillig sein, dies von Ihnen zu erwarten."

Und Mr. Sowerby war ganz gewiß ein freund-

licher, gefälliger Mann, der solchen Liebesdienst nicht umsonst verlangte.

Mark begann schon wieder zu zweifeln, ob Lord Lufton gerecht gegen Sowerby gewesen sei. Wäre Letzterer in dem gegenwärtigen Augenblicke ihm wieder in den Weg gekommen, so hätte er ihm sicherlich, ohne sich lange bitten zu lassen, ein zweites Papier über vierhundert Pfund ausgestellt.

Als die drei Monate beinahe um waren, traf Mark zufällig seinen Freund Sowerby.

Mark war einige Mal mit Lord Lufton bis zum Sammelplatz der Fuchsjäger, und dann vielleicht bei einigen Gelegenheiten noch ein paar Felder weiter geritten. Er hatte dabei mehrmals Lord Dumbello, Mr. Green Walker, Harold Smith und andere dergleichen Sünder getroffen, und als die drei Monate beinahe um waren, begegnete er auch Mr. Sowerby.

„Hören Sie, Sowerby," sagte er, „ich muß ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Was gedenken Sie wegen jenes Wechsels zu thun?"

„Wegen jenes Wechsels? Was für einen Wechsel meinen Sie? Alle Welt spricht von weiter Nichts als Wechseln. Morgen, Mittag und Abend bekomme ich gar kein anderes Wort zu hören."

„Nun, Sie wissen doch — den Wechsel über vierhundert Pfund, den ich für Sie acceptirte?"

„Den Sie für mich acceptirten? Haben Sie da nicht ein Wenig unvorsichtig gehandelt?"

Diese Worte befremdeten Mark nicht wenig. War es wirklich Thatsache, daß so viele Wechsel auf Mr. Sowerby liefen, daß er jenen Vorgang in seinem Schlafzimmer in Gatherum Castle ganz und gar vergessen hatte? Und nun sollte er sich von demselben Manne, dem er einen Dienst geleistet, unvorsichtig nennen lassen?

„Allerdings habe ich vielleicht unvorsichtig gehandelt," entgegnete Mark in einem Tone, welcher verrieth, daß er sich verletzt fühlte. „Trotzdem aber wäre es mir lieb, zu wissen, wie diese Sache ausgeglichen werden soll."

„O, Mark, was für ein Bösewicht sind Sie, mir auf diese Weise den heutigen Tag zu verderben! Jeder andere Mensch, als ein Pfaffe, wäre ein zu guter Christ, um eine so raffinirte Grausamkeit zu begehen. Doch lassen Sie mich ein Mal sehen — vierhundert Pfund — ah, jetzt weiß ich's — Tozer hat das Papier."

„Und was wird Tozer damit machen?"

„Geld! — auf welche Weise er auch zu Werke gehen mag, so wird er doch ganz gewiß dies thun."

„Aber wird er mir das Papier am 20sten zur Zahlung präsentiren?"

„Ach mein Himmel, nein. Auf mein Wort, Mark, Sie sind ein fürchterlicher Neuling. Eben so gut würde eine Katze es sich einfallen lassen, eine Maus, welche sie in die Klauen bekommen hat, sofort zu erwürgen. Doch Scherz beiseite, Sie brauchen sich durchaus keine Unruhe zu machen. Es ist möglich, daß Sie Nichts weiter davon hören, oder vielleicht, was ohne Zweifel wahrscheinlicher ist, ich werde Ihnen das Papier zur Prolongation zusenden müssen. Sie brauchen aber durchaus nicht eher Etwas zu thun, als bis Sie von mir oder Jemand anders hören."

„Schicken Sie mir nur nicht etwa Jemanden über den Hals, der sofort das Geld haben will."

„O, was glauben Sie! Das haben Sie auch nicht im Mindesten zu fürchten. Hollah, da rennt der Fuchs! Kommen Sie mit und lassen Sie jetzt Tozer Tozer sein. Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe."

Und fort galoppirten sie mit einander — Geistlicher und Parlamentsmitglied.

Und auch bei dieser Gelegenheit war Mark, als er sich nach Hause zurückbegab, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es mit dem Wechsel nicht weiter viel auf sich habe. Tozer arrangirte die Sache jedenfalls, und es war vollkommen klar, daß es von Mark

unklug gewesen wäre, wenn er gerade jetzt seiner Frau Etwas davon gesagt hätte.

Am 21. Februar empfing er jedoch eine Mahnung, daß der Wechsel und Alles, was damit zusammenhing, keine bloße Komödie gewesen war.

Es war ein Brief von Mr. Sowerby, von Chaldicotes datirt, obschon nicht mit dem Postzeichen Barchester, in welchem Briefe der Schreiber desselben nicht sowohl eine Prolongation des alten Wechsels, als vielmehr die Ausstellung eines neuen vorschlug. Es schien Mark, als ob der Brief in London auf die Post gegeben wäre. Es wird am Zweckmäßigsten sein, wenn wir ihn seinem ganzen Inhalte nach hier mittheilen.

„Chaldicotes, 20. Februar 185—

„Mein lieber Mark!

„„Leihe nicht Deinen Namen den Wucherern, denn es wird Dir zum Fallstrick und Verderben gereichen!““ Wenn diese Worte nicht in den Sprüchwörtern Salomonis stehen, so sollten sie doch darin stehen. Tozer hat mir gewisse Beweise gegeben, daß er bei dieser kalten Witterung noch lebendig und rüstig ist. Da wir Einer wie der Andere jetzt nicht im Stande sind, jenen Wechsel auf 400 Pfund augen-

blicklich einzulösen, so müssen wir ihn erneuern und Tozer seine Zinsen und Gebühren sammt seinem übrigen Raub bezahlen, wovon er, fürchte ich, seine Hände nicht so rein erhält, wie er sollte.

„Um diesen kleinen Betrag und einige andere außenstehende Kleinigkeiten zu decken, habe ich den neuen Wechsel auf fünfhundert Pfund mit dem 31. Mai dieses Jahres als Verfalltag ausgestellt. Ehe dieser Tag kommt, wird, wie ich mit Bestimmtheit hoffe, ein gewisses Ereigniß Ihrem jetzt verarmten Freunde wieder auf die Füße geholfen haben.

„Apropos, ich habe Ihnen noch gar nicht erzählt, daß die bewußte Dame am Morgen, nachdem Sie uns verlassen hatten, mit den Greshams von Gatherum Castle abreis'te. Sie ließ sich durchaus nicht halten, obschon der Herzog sich alle mögliche Mühe gab, um sie dazu zu bewegen. Sie wollte irgendwo mit einem gewissen Doctor zusammentreffen, und ich konnte mein Project für den Augenblick nicht weiter verfolgen, glaube aber, daß die Sache im besten Zuge ist.

„Senden Sie den acceptirten Wechsel mit umgehender Post zurück, denn Tozer würde Sie ganz gewiß behelligen, wenn das Papier nicht, von uns Beiden unterzeichnet, bis übermorgen in seinen Händen ist. Er ist ein undankbarer Schurke. Seit acht

Jahren lebt er blos von mir, würde mir aber keinen Heller ſchenken, und wenn er mir damit das Leben retten könnte. Es liegt mir ganz beſonders daran, Sie vor den Quälereien koſtſpieliger Advokatenbriefe zu bewahren, und wenn die Sache nicht ſchleunigſt geordnet wird, ſo könnte ſie am Ende gar in die Zeitungen kommen. Adreſſiren Sie das Papier an mich, Nr. 7, Duke Street, St. James. Ich werde bis dahin in London ſein.

„Leben Sie wohl, alter Freund. Es war ein herrlicher Galopp, den wir auf der letzten Fuchsjagd mit einander machten. Ich wollte, Sie verkauften mir Ihren Braunen, hundertunddreißig Pfund gäbe ich auf der Stelle.

„Stets der Ihrige

N. Sowerby."

Als Mark dieſen Brief geleſen hatte, blickte er unwillkürlich auf ſeinen Tiſch, um zu ſehen, ob nicht der alte Wechſel aus dem Briefe herausgefallen ſei, aber nein, es war dem Briefe weiter Nichts beigefügt, als der neue Wechſel. Und dann las er den Brief noch ein Mal durch und fand, daß über den alten Wechſel kein Wort geſagt ward, wenigſtens keine Silbe, wo er jetzt ſei. Sowerby ſagte nicht ein Mal,

daß jener alte Wechsel in seinen eigenen Händen bleiben würde.

Mark verstand allerdings nicht viel von dergleichen Dingen. Es war ja möglich, daß schon der Umstand, daß er dieses zweite Document unterzeichnet, jenes erste null und nichtig machte, und aus Sowerby's Schweigen über diesen Punkt ließ sich schließen, daß dies Etwas sei, was sich so von selbst verstände, daß es ihm gar nicht eingefallen war, sich weiter darüber auszusprechen. Dennoch aber konnte Mark nicht begreifen, wie dem so sein könne.

Aber was sollte er thun? Jene Drohung mit Kosten und Advokaten und ganz besonders mit den Zeitungen äußerte ihre Wirkung auf ihn, wie dies ohne Zweifel auch beabsichtigt war.

Und überdies war er ganz verblüfft über Sowerby's Unverschämtheit, anstatt vierhundert Pfund fünfhundert auf ihn zu ziehen, um, wie er naiv bemerkte, verschiedene außenstehende Kleinigkeiten zu decken.

Endlich aber unterschrieb er das Papier und sendete es ab, wie Sowerby ihm vorgeschrieben. Was sollte er auch jetzt thun?

Und er hob Sowerby's Brief sorgfältig auf und verschloß ihn, damit er nicht Fanny vor die Augen

käme. Es war ein Brief, wie ihn kein Landgeiſtlicher empfangen ſollte. So viel geſtand er ſich ſelbſt. Nichtsdeſtoweniger aber war es nothwendig, daß er ihn aufhob. Und nun machte dieſe Angelegenheit ihn wieder auf einige Stunden ſehr unruhig und elend.

Sechstes Kapitel.

Zarte Winke.

Lady Luſton hatte ſich ſehr über die gute That gefreut, welche ihr Sohn übte, indem er ſeine Jagd in Leiceſter aufgab und für den Winter ſeinen Aufenthalt in Framley nahm.

Es war dies ſchicklich, anſtändig und außerordentlich erfreulich. Ein engliſcher Edelmann muß in der Grafſchaft jagen, wo die Felder, über die er reitet, ſein Eigenthum ſind; er muß den Reſpect und die Ehre empfangen, die ihm von ſeinen Unterthanen gebührt; er muß unter ſeinem eigenen Dach ſchlafen, und er muß auch — ſo dachte wenigſtens Lady Luſton — ſich in die Dame verlieben, welche ſeine Mutter ihm zur Braut auserſehen hat.

Und dann war es auch gar so angenehm, ihn hier im Hause zu haben. Lady Lufton war nicht eine Frau, welche ihr Leben das sein ließ, was man langweilig oder einförmig zu nennen pflegt. Sie hatte zu viele Pflichten und legte zu viel Gewicht auf dieselben, als daß sie jemals hätte Langeweile fühlen können.

Nichtsdestoweniger aber war es ihr wohler und freudiger zu Muthe, wenn ihr Sohn im Hause war. Sie fühlte sich heiterer und gewissermaßen jünger, wenn er da war; sie dachte dann mehr an die Zukunft, und weniger an die Vergangenheit. Sie konnte ihn sehen, und das war schon an und für sich ein hohes Glück für sie.

Und dann war er in seinem Benehmen gegen sie so freundlich und angenehm. Er scherzte mit ihr über ihre kleinen veralteten Vorurtheile in einem Tone, der ihrem Ohre Musik war, weil er von ihm kam. Er lächelte sie an und erinnerte sie dadurch an jenes Lächeln, welches ihr so theuer gewesen, als er ihr Alles war und in seinem kleinen Bett neben ihrem Stuhle lag. Er war stets artig und zuvorkommend gegen sie und benahm sich wie ein guter Sohn, wenigstens so lange er hier in ihrer Gegenwart war. Wenn wir außerdem noch ihre Befürchtung erwägen, daß sein Verhalten anderwärts nicht so tadellos sei, so können

wir uns wohl denken, wie sehr Lady Lufton sich freute, ihn hier in Framley Court zu haben.

In Bezug auf jene fünftausend Pfund hatte sie kaum ein Wort zu ihm gesagt. So manche Nacht, wenn sie nachdenkend in ihrem Bette lag, sagte sie bei sich selbst, daß keine Summe jemals besser angewendet worden, da er ja dadurch in sein eigenes Haus zurückgeführt worden. Er hatte ihr dafür in seiner offenen, freimüthigen Weise gedankt, erklärt, daß er ihr das Geld nächstkünftiges Jahr zurückzahlen werde, und ihr Herz getröstet, indem er seine Freude darüber, daß das Besitzthum nicht verkauft worden, zu erkennen gab.

„Es wäre mir unangenehm gewesen, auch nur einen Acker davon veräußern zu müssen," hatte er gesagt.

„So ist's recht, Ludovic," entgegnete Lady Lufton. „Laß niemals das Besitzthum in Deinen Händen sich verringern. Nur dann können englische Lords und Gentlemen ihr Vaterland vor dem Untergang bewahren. Ich kann es nicht ertragen, ein Grundstück den Besitzer wechseln zu sehen."

„Aber dennoch glaube ich, es ist zuweilen gut, wenn Grundbesitz feilgeboten wird, damit die Millionäre wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen."

„Gott behütte, daß Dein Besitzthum jemals feilgeboten werde!" rief die Wittwe und sprach ein stilles

Gebet, daß die Aecker ihres Sohnes vor den Millionären und andern Philistern bewahrt werden möchten.

„Allerdings wäre es mir selbst nicht erwünscht, wenn ein jüdischer Schneider sein erworbenes Geld in Lufton anlegte," sagte der junge Lord.

„Das möge der Himmel verhüten!" rief die Wittwe.

Alles Dies war, wie ich schon gesagt habe, sehr hübsch.

Mylady setzte nach der Art und Weise, auf welche ihr Sohn sich aussprach, mit Bestimmtheit voraus, daß noch keine wesentliche Beschädigung des Familienbesitzthums vorgekommen sei. Er hatte keine Sorgen auf dem Herzen und sprach sich über Alles frei und offen aus. Nichtsdestoweniger aber waren auch jetzt schon in dieser Periode des Glückes Wolken vorhanden, welche den Glanz von Lady Lufton's Himmel etwas verdunkelten.

Warum war Ludovic in jener Angelegenheit mit Griselda Grantly so saumselig? Warum schlenderte er in diesen letztern Wintertagen so oft hinüber nach dem Pfarrhause? Und dann jener furchtbare Besuch in Gatherum Castle!

Was in Gatherum Castle eigentlich geschehen war, erfuhr sie niemals. Wir sind jedoch etwas zu-

dringlicher, in unſeren Nachforſchungen weniger ſchonend, und können es daher ſagen.

Lord Lufton hatte mit den Jägern von West-Barſetſhire einen ſehr langweiligen Jagdtag gehabt, denn dieſe Gegend iſt ungemein arm an Füchſen.

Das darauffolgende Diner bei dem Herzog war faſt eben ſo langweilig geweſen. Sowerby war auch dageweſen und im Laufe des Abends hatte Lord Lufton mit ihm Billard geſpielt. Sowerby hatte einige Pfund gewonnen, und das war der ganze Umfang des angerichteten Schadens.

Jene Schlendergänge nach dem Pfarrhaus hinüber konnten dagegen gefährlicher werden. Nicht als ob es Lady Lufton jemals als möglich erſchienen wäre, daß ihr Sohn ſich in Lucy Robarts verlieben könne. Lucy's perſönliche Reize waren nicht der Art, daß ſie Grund zu einer ſolchen Befürchtung hätten geben können.

Aber wohl konnte er durch ſein Geſchwätz dem Mädchen den Kopf verdrehen. Sie war vielleicht thöricht genug, um ſich allerhand einzubilden, und überdies entſtand ſicherlich Gerede unter den Leuten. Warum ging er jetzt häufiger nach dem Pfarrhauſe, als er jemals vor Lucy's Anweſenheit hier gethan?

Lady Lufton wußte aus demſelben Grunde kaum, wie ſie es mit ihren Einladungen hinſichtlich des

Pfarrhauses machen sollte. Bis jetzt waren dieselben sehr häufig gewesen, und sie hatte geglaubt, es könnte dies kaum in allzuhohem Grade der Fall sein.

Jetzt aber fürchtete sie sich fast, diese Gewohnheit länger beizubehalten. Ohne Lucy konnte sie den Vicar und seine Gattin nicht wohl einladen, und wenn Lucy mitkam, so verbrachte ihr Sohn den größern Theil des Abends damit, daß er mit ihr plauderte oder Schach mit ihr spielte.

Dies Alles war für Lady Lufton sehr störend.

Lucy nahm Alles ganz ruhig hin. Bei ihrer ersten Ankunft in Framley war sie so schüchtern, so schweigsam und von der Pracht von Framley Court so betroffen gewesen, daß Lady Lufton Mitleid mit ihr gehabt und sie ermuthigt hatte. Sie hatte sich bemüht, ihren eigenen Glanz zu mäßigen, damit Lucy's ungewohnte Augen nicht geblendet würden.

Dies war aber jetzt Alles ganz anders. Lucy konnte dem jungen Lord stundenlang zuhören, ohne im Mindesten geblendet zu werden.

Unter diesen Umständen fiel der Lady namentlich Zweierlei ein. Sie wollte entweder mit ihrem Sohne oder mit Fanny Robarts sprechen, und durch ein wenig Diplomatie diesen Uebelstand beseitigen. Und nun hatte sie sich zu entscheiden, welchen von diesen beiden Schritten sie thun wollte.

„Ludovic ist der vernünftigste Mensch, den es geben kann," sagte sie wiederholt zu sich selbst.

Ludovic verstand aber Nichts von dergleichen Dingen und hatte überdies die von seinem Vater geerbte Gewohnheit, so oft er Einmischung argwohnte, das Gebiß zwischen die Zähne zu nehmen. Mit Sanftmuth konnte man ihn überall hin und fast in jeder Gangart lenken; bei dem leisesten Ruck in die Zügel aber setzte er sich sofort auf die Hanken, und dann war es die Frage, ob man ihn an diesem Tage auch nur eine Meile weiter brachte.

Nach reiflicher Ueberlegung glaubte Lady Lufton daher, der andere Weg werde der bessere sein, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß sie Recht hatte.

Demgemäß nahm sie eines Nachmittags Fanny in ihr eigenes Cabinet mit hinauf, ließ sie discret in einem bequemen Armstuhle Platz nehmen, nahm ihr den Hut ab und gab durch verschiedene Anzeichen zu verstehen, daß der Besuch als ein sehr bedeutungsvoller und wichtiger betrachtet ward.

„Fanny," sagte sie, „ich wünsche mit Dir über eine sehr wichtige und nothwendige, dabei aber zugleich sehr delikate Angelegenheit zu sprechen."

Fanny machte große Augen und sagte, sie hoffe, daß es sich nicht um etwas Unangenehmes handle.

„Nein, liebes Kind, dies ist nicht der Fall, aber gleichwohl ist es gut, stets vorsichtig zu sein.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Fanny, welche nun wußte, daß allerdings etwas Unangenehmes zum Vorschein kommen würde — Etwas, in Bezug worauf sie sich wahrscheinlich veranlaßt sehen würde, anderer Meinung zu sein, als Mylady. Dabei aber drehten sich ihre Befürchtungen ausschließlich um ihren Gatten, und Lady Lufton hatte allerdings auch in dieser Beziehung einige Worte zu sagen, obschon nicht gerade jetzt. Ein Geistlicher, der so oft mit auf die Fuchsjagd ging, war durchaus nicht nach ihrem Geschmack, doch konnte diese Angelegenheit noch eine Weile vertagt bleiben.

„Liebe Fanny,“ begann sie, „Du weißt, daß wir Alle Deine Schwägerin Lucy sehr gern gehabt haben.“

Nun wußte Fanny mit einem Male, wo Mylady hinauswollte, und konnte sich das Uebrige so gut denken, als ob es mit dürren Worten ausgesprochen worden wäre.

„Ich brauche Dir dies kaum zu sagen,“ fuhr Lady Lufton fort, „denn ich bin überzeugt, daß wir es bewiesen haben.“

„Ja, das ist wahr.“

„Und Du darfst nicht glauben, daß ich mich beklagen will,“ sagte Lady Lufton.

„Ich hoffe auch nicht, daß Grund zu einer Klage vorliegt," entgegnete Fanny, indem sie keineswegs in herausforderndem Tone, sondern fast demüthig sprach, wie um den Zorn der Lady zu beschwichtigen. Sie hatte einen glänzenden Sieg über Lady Lufton errungen, und deßwegen fühlte sie mit einer Klugheit, die ihrer Großmuth gleichkam, daß sie sich durch ihre jetzige Unterwürfigkeit Nichts vergebe. Vielleicht dauerte es nicht lange, so war sie eben so eifrig wie früher bedacht, nochmals zu siegen.

„Nein, ein Grund zu eigentlichem Klagen liegt nicht vor," sagte Lady Lufton, „dennoch aber kann durch eine kleine Besprechung zwischen Dir und mir vielleicht Etwas geschlichtet werden, was außerdem sehr mißlich werden könnte."

„Betrifft es Lucy?"

„Ja, liebes Kind, es betrifft Lucy. Sie ist ein sehr nettes, gutes Mädchen, die ihrem Vater noch im Grabe Ehre macht."

„Und uns ein wahrer Trost ist," sagte Fanny.

„Davon bin ich überzeugt. Sie ist für Euch jedenfalls eine sehr angenehme Gesellschafterin, sie macht sich auch den Kindern nützlich, aber —"

Lady Lufton schwieg einen Augenblick, denn so beredt und discret sie auch sonst zu sein pflegte, so

war sie doch um Worte verlegen, als es sich jetzt darum handelte, ihre eigene Meinung auszusprechen.

„Ich wüßte nicht, was ich ohne sie beginnen sollte," sagte Fanny, um nur Etwas zu sagen und der Lady Zeit zum Besinnen zu geben.

„Was ich sagen wollte, ist dies," hob Lady Lufton wieder an. „Lucy und mein Sohn fangen an, allzu häufig beisammen zu sein und zu ausschließlich mit einander zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß Du dies auch schon bemerkt hast, Fanny. Nicht als ob ich etwas Uebles argwohnte, denn ich bin überhaupt nicht argwöhnischer Natur."

„Nein, das sind Sie ganz gewiß nicht, Mylady," sagte Fanny.

„Aber diese jungen Leute werden zuletzt unrichtige Ideen von einander und von sich selbst fassen. Lucy wird vielleicht glauben, in Ludovic's Worten liege mehr, als er selbst hineinlegt, und Ludovic wird —"

Es war aber nicht so leicht, zu sagen, was Ludovic vielleicht that oder dachte. Lady Lufton fuhr indessen fort:

„Ich bin überzeugt, daß Du mich verstehst, Fanny, denn Du besitzest Verstand und Takt. Lucy ist ein kluges, unterhaltendes Mädchen, und Ludovic weiß, wie so viele junge Leute, vielleicht nicht, daß seine Aufmerk-

ſamkeiten ernſter genommen werden können, als er beabſichtigt —"

„Sie glauben doch nicht etwa, daß Lucy ſich in ihn verliebt habe?"

„O nein — ſo Etwas glaube ich durchaus nicht. Wenn ich glaubte, daß es ſo weit gekommen wäre, ſo würde ich empfehlen, daß Lucy lieber ganz fortgeſchickt würde. Ich weiß aber gewiß, daß ſie nicht ſo thöricht iſt."

„Ich glaube nicht, daß überhaupt Etwas daran iſt, Lady Lufton."

„Ich glaube es auch nicht, liebes Kind, und deßhalb möchte ich um Alles in der Welt nicht gegen meinen Sohn ſelbſt ein Wort hierüber fallen laſſen. Ich möchte ihn nicht vermuthen laſſen, daß ich Lucy im Verdacht einer ſolchen Unklugheit hätte. Dennoch aber kann es vielleicht gut ſein, wenn Du ihr ein Wort darüber ſagſt. Ein kleiner Wink dann und wann iſt in ſolchen Dingen oft ſehr nützlich."

„Aber was ſoll ich ihr ſagen?"

„Setze ihr blos aus einander, daß eine junge Dame, welche ſo viel mit einem und demſelben jungen Manne ſpricht, ganz gewiß beobachtet wird, daß die Leute ſie beſchuldigen werden, ſie habe es auf Lord Lufton abgeſehen. Nicht als ob ich ſie im Verdacht hätte — ich traue ihr im Gegentheil viel zu viel

Anstands- und Schicklichkeitsgefühl zu. Ich weiß, ihre Erziehung ist gut gewesen und ihre Grundsätze sind fest. Aber die Leute werden doch über sie reden. Du verstehst dies eben so gut als ich, Fanny."

Fanny konnte nicht umhin, zu überlegen, ob Anstands- und Schicklichkeitsgefühl, Erziehung und feste Grundsätze ihrer jungen Schwägerin verböten, sich in Lord Lufton zu verlieben, doch theilte sie ihre Zweifel, wenn sie deren hegte, der Lady nicht mit. Es war ihr niemals eingefallen, daß eine Heirath zwischen Lord Lufton und Lucy möglich sei, und eben so wenig empfand sie jetzt, wo diese Idee ihr vorgeführt ward, den mindesten Wunsch, ein solches Project zu ermuthigen.

In diesem Punkte war sie mit Lady Lufton einverstanden, obschon sie in Bezug auf die Räthlichkeit irgendwelcher Einmischung nicht derselben Ansicht war. Nichtsdestoweniger erbot sie sich sofort, mit Lucy zu sprechen.

„Ich glaube nicht, daß Lucy nur im Entferntesten an so Etwas gedacht hat," sagte Fanny.

„Ich glaube es auch nicht. Junge Damen gestatten sich aber zuweilen, sich zu verlieben, und glauben dann, es geschehe ihnen großes Unrecht, eben weil sie nicht daran gedacht haben."

„Nun gut, ich will Lucy warnen, wenn Sie es wünschen, Lady Lufton."

„Schön, mein liebes Kind; Das iſt es eben, was ich wünſche — warne ſie. Weiter iſt Nichts nothwendig. Sie iſt ein liebes, gutes, geſcheidtes Mädchen, und es wäre traurig, wenn unſer gemüthlicher Verkehr mit ihr unterbrochen werden ſollte."

Fanny wußte recht wohl, was dieſe Drohung bedeuten ſollte. Wenn Lucy darauf beharrte, Lord Lufton's Zeit und Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade zu beſchäftigen, ſo mußten ihre Beſuche in Framley Court weniger häufig werden. Lady Lufton war bereit, für ihre Freunde im Pfarrhauſe viel, ſehr viel zu thun, aber auch um ihrer Freunde willen konnte ſie nicht zugeben, daß die Lebensausſichten ihres Sohnes gefährdet würden.

Es ward vor der Hand Nichts weiter über dieſen Punkt geſprochen, und Fanny ſtand auf, um Abſchied zu nehmen, nachdem ſie nochmals verſprochen, mit Lucy zu ſprechen.

„Du weißt Alles ſo geſchickt zu behandeln," ſagte Lady Lufton, indem ſie Fanny's Hand drückte, „daß ich nun, wo ich finde, daß Du meine Anſicht theilſt, vollkommen beruhigt bin."

Fanny theilte zwar die Anſichten der Lady durchaus nicht in allen Beziehungen, glaubte aber, es lohne jetzt nicht der Mühe, ihr dies zu ſagen.

Fanny machte ſich ſofort auf den Nachhauſeweg,

und als sie aus den Gartenanlagen des Schlosses auf die Straße an einer Stelle herauskam, wo die Straße Podgens' Kaufladen beinahe gegenüber eine Biegung nach dem Pfarrhause machte, sah sie Lord Lufton zu Pferde und Lucy neben ihm stehen.

Es war beinahe fünf Uhr und ward schon dämmerig; als sie sich aber näherte, oder vielmehr, als sie die beiden jungen Leute plötzlich zu Gesicht bekam, bemerkte sie, daß dieselben in eifrigem Gespräch mit einander begriffen waren.

Lord Lufton's Gesicht war Lucy zugewendet, und sein Pferd stand still. Er saß über sie gebeugt, und die Peitsche, welche er in der rechten Hand hielt, hing fast über ihren Arm und über ihren Rücken hinab, als ob seine Hand ihre Schulter berührt und vielleicht darauf geruht hätte.

Sie stand neben ihm, blickte ihm in's Gesicht empor und hatte die eine beschuhte Hand auf den Hals des Pferdes gelegt.

Fanny konnte, als sie dies Alles sah, nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß Grund zu Lady Lufton's Befürchtungen vorhanden sein könne.

Lucy's Benehmen aber war, als Fanny sich ihr näherte, ganz geeignet, alle solche Befürchtungen zu zerstreuen und zu beweisen, daß kein Grund dafür vorhanden war. Sie blieb ruhig stehen, ließ ihre

Hand auf dem Halſe des Pferdes liegen und verrieth in keiner Weiſe, daß ſie verlegen oder ſich eines Unrechtes bewußt wäre. Als ihre Schwägerin herankam, lächelte ſie ihr entgegen und war überhaupt ganz unbefangen.

„Lord Lufton wünſcht mich reiten zu lehren," ſagte ſie.

„Reiten!" wiederholte Fanny und wußte nicht, welche Antwort ſie auf einen ſolchen Vorſchlag geben ſollte.

„Ja," ſagte Lord Lufton. „Dieſes Pferd hier würde Lucy ſehr ſchön tragen. Es iſt ruhig wie ein Lamm. Ich ließ geſtern Gregory in einem Damenſattel darauf reiten, nachdem er ein großes Tuch umgenommen, welches an ihm herabhing wie ein Damenreitkleid."

„Ich glaube aber, Gregory verſteht es beſſer zu regieren als Lucy."

„O, das Pferd galoppirte mit ihm, als wenn es ſein ganzes Leben lang eine Dame getragen hätte, und ſein Maul iſt wie Sammet. Es iſt dies überhaupt ſein Fehler — es iſt zu weichmäulig."

„Ich glaube, es iſt dies ganz Daſſelbe, als wenn ein Mann zu weichherzig iſt."

„Ganz recht; Beide müſſen dann mit ſehr leichter Hand regiert werden. Es hat dies ſeine Schwierig-

keit, iſt aber, wenn man es ein Mal verſteht, ſehr angenehm.“

„Aber Sie ſehen, daß ich es nicht verſtehe,“ entgegnete Lucy.

„Was das Pferd betrifft, ſo werden Sie dieſe Kunſt in zwei Tagen lernen, und ich hoffe, daß Sie es verſuchen. Meinen Sie auch, daß es etwas ganz Hübſches für Lucy ſein wird, Miſtreß Robarts?“ fragte Lord Luſton.

„Lucy hat kein Reitkleid,“ ſagte Fanny, indem ſie von der bei allen ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Entſchuldigung Gebrauch machte.

„Wir haben eins von Juſtinia im Hauſe. Sie läßt ſtets eins hier, um reiten zu können, wenn ſie kommt.“

„Lucy wird es ſich nicht einfallen laſſen, ſich eine ſolche Freiheit mit Lady Meredith's Sachen herauszunehmen,“ ſagte Fanny, faſt erſchrocken über dieſen Vorſchlag.

„Natürlich kann davon keine Rede ſein, Fanny,“ entgegnete Lucy, nun in ziemlich ernſtem Tone ſprechend. „Erſtens würde ich nicht Lord Luſton's Pferd, zweitens würde ich nicht Lady Meredith's Kleid nehmen, drittens wäre ich viel zu ängſtlich, und viertens kann aus ſehr vielen andern ſehr guten Gründen keine Rede davon ſein.“

„Ach, Unſinn,“ ſagte Lord Lufton.

„Ja, allerdings iſt es Unſinn,“ ſagte Lucy lachend, „aber nur von Ihnen geſprochen, Lord Lufton. Doch, es wird ziemlich kalt — meinſt Du nicht auch, Fanny? Und deßhalb wollen wir Ihnen gute Nacht wünſchen.“

Und dann reichten die beiden Damen ihm die Hand und gingen weiter nach dem Pfarrhauſe.

Das, was Fanny bei all' Dieſem am Meiſten Wunder nahm, war die vollkommen geſammelte und ruhige Weiſe, auf welche Lucy ſprach und ſich benahm. Dies im Zuſammenhang mit der verdrießlichen Miene, womit Lord Lufton Lucy's Entſcheidung aufnahm, machte es Fanny klar, daß Lord Lufton ſich ärgerte, weil Lucy ſich weigerte, reiten zu lernen, wogegen Lucy ſelbſt ihre Weigerung in einem feſten, entſchiedenen Tone ausgeſprochen hatte, als ob ſie entſchloſſen wäre, daß Nichts weiter darüber geſprochen werden ſollte.

So gingen ſie ſchweigend einige Minuten weiter, bis ſie das Thor des Pfarrhauſes erreichten, und dann ſagte Lucy lachend:

„Kannſt Du Dir mich auf dem großen, ſtarken Pferde ſitzend denken? Ich möchte wiſſen, was Lady Lufton ſagte, wenn ſie mich ſo und den Lord mir meine erſte Lection geben ſähe!“

„Ich glaube nicht, daß es ihr gefallen würde," sagte Fanny.

„Das ist auch meine Ueberzeugung. Ich will jedoch ihre gute Laune in dieser Beziehung nicht auf die Probe stellen. Zuweilen kommt es mir vor, als sähe sie es nicht ein Mal gern, wenn Lord Lufton mit mir spricht."

„Allerdings sieht sie es nicht gern, Lucy, wenn er mit Dir liebelt." flirts

Fanny sagte dies ziemlich ernst, wogegen Lucy in halb scherzendem Tone gesprochen hatte. Nicht sobald aber war das Wort „liebelt" aus Fanny's Munde, so fühlte sie, daß sie sich durch den Gebrauch desselben einer Ungerechtigkeit schuldig gemacht hatte. Sie hatte Etwas zu sagen gewünscht, was ihrer jungen Schwägerin einen Begriff von Dem gebe, was Lady Lufton nicht gern sähe, hatte aber dabei, obschon ohne Absicht, eine Beschuldigung gegen sie ausgesprochen.

„Liebelt, Fanny!" sagte Lucy, indem sie auf dem Wege stehen blieb und ihre Begleiterin mit großen Augen ansah. „Willst Du damit sagen, ich hätte mit Lord Lufton geliebelt?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Oder daß ich ihm erlaubt habe, mit mir zu liebeln?"

„Ich hatte nicht die Absicht, Dich zu verletzen, Lucy."

„Nun, welche Absicht hattest Du denn, Fanny?"

„Keine andere, als Dich aufmerksam zu machen, daß Lady Lufton es nicht gern sehen würde, wenn ihr Sohn Dir besondere Aufmerksamkeiten erzeigte und Du dieselben annähmst, wie zum Beispiel diesen Vorschlag mit dem Reiten. Es war daher ganz gut, daß Du denselben ablehntest."

„Natürlich lehnte ich ihn ab, denn ich würde mir nie im Traume einfallen lassen, ein solches Anerbieten anzunehmen. Ich sollte auf seinen Pferden in der Nachbarschaft herumreiten? Was habe ich gethan, Fanny, daß Du so Etwas von mir voraussetzest?"

„Du hast Nichts gethan, liebe Lucy."

„Aber warum sprachst Du dann, wie Du so eben thatest?"

„Weil ich Dich zu warnen wünschte. Du weißt, Lucy, daß es nicht meine Absicht ist, Etwas an Dir tadeln zu wollen, aber Du kannst es als etwas ausgemacht Gewisses betrachten, daß vertraute Freundschaften zwischen jungen Herren und jungen Damen gefährliche Dinge sind."

Und dann setzten sie schweigend ihren Weg weiter fort. Als sie das Pfarrhaus erreicht hatten, blieb Lucy, anstatt hineinzugehen, an der Thür stehen und sagte:

„Fanny, laß uns noch einen kleinen Spaziergang machen, wenn Du nicht müde bist."

„Nein, ich bin nicht müde.“

„Es wird beſſer ſein, wenn wir uns ſofort gründlich verſtändigen,“ ſagte Lucy, indem ſie ſich mit Fanny wieder von dem Hauſe entfernte. „Sage mir jetzt aufrichtig: Glaubſt Du, daß Lord Lufton und ich mit einander geliebelt haben?“

„Allerdings glaube ich, daß er ein Wenig geneigt iſt, mit Dir zu liebeln.“

„Und Lady Lufton hat Dich aufgefordert, mich deßwegen in's Gebet zu nehmen, nicht wahr?“

Die arme Fanny wußte kaum, was ſie ſagen ſollte. Sie hatte von allen Betheiligten die beſte Meinung und wollte es mit Keinem verderben. Ganz beſonders lag ihr daran, keinen wechſelſeitigen Groll zu erwecken. Dennoch aber ſah ſie ſich genöthigt, die Wahrheit zu geſtehen, als dieſe Frage ſo plötzlich an ſie geſtellt ward.

„Nicht Dich in's Gebet zu nehmen, Lucy,“ ſagte ſie endlich.

„Nun gut, dann doch jedenfalls mit mir zu ſprechen, mir eine Lehre zu geben, oder überhaupt Etwas zu ſagen, was mich veranlaßt, Lord Lufton den Rücken zu kehren.“

„Nein, blos Dich zu warnen, liebes Kind. Hätteſt Du gehört, was Lady Lufton ſagte, ſo würdeſt Du ihr ſchwerlich zürnen.“

„Nun gut, mich zu warnen. Es ist sehr angenehm für ein Mädchen, vor dem Verlieben in einen Mann gewarnt zu werden, besonders wenn dieser Mann sehr reich, ein Lord und Alles dergleichen ist.“

„Niemand mißt Dir für den Augenblick ein Unrecht bei, Lucy.“

„Ein Unrecht allerdings wohl nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob es ein Unrecht wäre, auch wenn ich mich wirklich in ihn verliebte. Ich möchte wissen, ob man auch Griselda Grantly gewarnt hat, als diese hier war. Wahrscheinlich, wo junge Lords sich umher bewegen, versteht es sich von selbst, daß alle Mädchen gewarnt werden. Warum klebt man ihm nicht einen Zettel mit der Inschrift ‚gefährlich‘ auf?“

Dann schwiegen Beide wieder einen Augenblick, denn Fanny wußte vor der Hand weiter Nichts über diesen Gegenstand zu sagen.

„Gift sollte die Aufschrift eines so verhängnißvollen Menschen, wie Lord Lufton, sein, und man sollte ihm eine besondere Farbe geben, damit man ihn nicht irrthümlicherweise statt eines andern Getränkes verschlucke.“

„Nun, Du hast, wie Du siehst, Nichts zu fürchten,“ sagte Fanny lachend, „denn Du bist ja vor dieser speciellen Flasche nun ausdrücklich gewarnt.“

„Ja, aber was nützt Das, nachdem ich schon so

viele Dosen davon genommen? Was kann es helfen, es mir jetzt zu sagen, nachdem das Unheil geschehen, nachdem ich das Mittel seit ich weiß selbst nicht wie langer Zeit gebraucht? Ach, mein Himmel! Ich hielt es für ein ganz gewöhnliches Pulver, welches gut für den Teint wäre. Ich möchte wissen, ob es zu spät ist, oder ob es ein Gegenmittel dafür giebt."

Fanny verstand ihre Schwägerin nicht alle Mal ganz und war auch jetzt nicht wenig in Verlegenheit.

„Ich glaube, es ist bis jetzt auf beiden Seiten noch nicht viel Unheil geschehen," sagte sie endlich in heiterem Tone.

„Das kannst Du nicht wissen, Fanny. Ich glaube aber, wenn ich sterbe — was ich ganz gewiß werde — so wird es Lady Lufton sehr nahe gehen. Warum versah sie ihren Sohn nicht beizeiten mit der Etiquette gefährlich?"

Und nun gingen Beide in das Haus hinein und in ihre Zimmer hinauf.

Es wäre für Jeden schwierig gewesen, Lucy's gegenwärtigen Gemüthszustand zu verstehen, und man kann nicht ein Mal behaupten, daß sie ihn selbst verstanden habe. Sie fühlte, daß sie von einem schweren Streich getroffen worden, indem sie auf diese Weise Gegenstand eines Gespräches mit Bezug auf Lord Lufton gewesen. Sie wußte, daß ihre angenehmen Abende

in Framley Court nun vorüber ſeien, und daß ſie mit dem jungen Lord nicht wieder in unbefangenem Tone und ohne Verlegenheit ſprechen könne. Vor ihrer vertrauten Bekanntſchaft mit ihm hatte die Atmoſphäre hier ſie ſehr kalt berührt, und nun mußte ſie wieder kalt davon berührt werden. Sie mußte nun, was Behaglichkeit betraf, ſich wieder auf das Pfarrhaus beſchränken, denn in Lady Lufton's Salon konnte ſie ſich nie wieder behaglich fühlen.

Dennoch aber konnte ſie nicht umhin, ſich zu fragen, ob Lady Lufton nicht Recht habe. Sie ſelbſt hatte den Muth und die Geiſtesgegenwart gehabt, über die Sache zu ſcherzen, als ihre Schwägerin ſie anredete, und dennoch wußte ſie recht wohl, daß die Sache nicht zum Scherzen war.

Lord Lufton hatte ihr allerdings nicht geradezu ſeine Liebe erklärt, wohl aber in der letzten Zeit mit ihr auf eine Weiſe geſprochen, die, wie ſie wohl wußte, nicht mit gewöhnlicher Freundſchaft vereinbar war.

Hatte Fanny nicht Recht, wenn ſie ſagte, daß vertraute Freundſchaften dieſer Art gefährliche Dinge ſeien?

Ja, ehe noch Lucy an dieſem Abend zu Bett ging, geſtand ſie ſich, daß dem ſo ſei, und als ſie mit ſchlafloſen Augen dalag, ſah ſie ſich genöthigt, zu bekennen, daß die Aufſchrift nun in der That zu ſpät käme, daß

die Warnung erfolgt sei, nachdem das Gift bereits verschluckt worden.

Gab es ein Gegenmittel? Dies war das Einzige, was sie noch überlegen konnte.

Nichtsdestoweniger wußte sie am nächsten Morgen ganz unbefangen zu erscheinen, und als Mark nach dem Frühstück das Haus verlassen, konnte sie mit Fanny immer wieder über Lady Luston's Giftflasche ihre Scherze machen.

Siebentes Kapitel.

Mr. Crawley von Hogglestock.

Lady Lufton's Gemüth ward aber auch noch von etwas Anderem beunruhigt, nämlich von den Sünden des von ihr gewählten Pfarrers. Sie hatte ihn gewählt und war keineswegs geneigt, ihn zu verstoßen, obschon seine Sünden gegen seinen Beruf höchst beklagenswerth waren. Ueberhaupt war sie nie geneigt, irgend Etwas aufzugeben, am Allerwenigsten einen ihrer Schützlinge. Schon die Thatsache, daß sie selbst ihn gewählt, war das stärkste Argument zu seinen Gunsten.

Seine Sünden gegen seinen Beruf wurden aber in ihren Augen immer schreiender, und sie wußte nicht, welche Schritte sie thun sollte. Ihn selbst zur Rede

zu ſtellen, wagte ſie nicht. Wenn ſie dies that, und er ſie dann aufforderte, ſich um ſich ſelbſt zu bekümmern — wie er wahrſcheinlich that, wenn auch nicht mit dieſen Worten — ſo entſtand dann ein Schisma in der Gemeinde, und faſt alles Andere war beſſer als Dies, denn was konnte es Entſetzlicheres geben, als einen Zuſtand der Dinge, bei welchem ſie und der Pfarrer ihrer Gemeinde nicht in gutem Einvernehmen mit einander ſtanden?

Aber was war zu thun? Zu Anfange des Winters war er nach Chaldicotes und nach Gatherum Caſtle gegangen und hatte hier mit Spielern, Whigs, Atheiſten und Leuten von zweifelhafter Moral verkehrt. Dies hatte ſie ihm verziehen, aber nun ward er auf ein Mal ein Pfarrer, der leidenſchaftlich der Fuchsjagd nachging.

Es war ganz ſchön, daß Fanny ſagte, er ſähe blos die Hunde an, während er die Runde durch ſein Kirchſpiel machte.

Fanny ließ ſich vielleicht täuſchen, Lady Lufton aber nicht. Sie wußte recht wohl, daß der Vicar an Orten geſehen worden, welche weit außerhalb ſeines Kirchſpiels lagen, und ſie hatte ganz ſpeciell von der Hatz gehört, bei welcher zwei Pferde geſtürzt waren, und wo der Vicar Robarts als einer der beſten Reiter ſich mit unſterblichem Ruhm bedeckt hatte.

Alles Dies wußte sie, hatte aber bis jetzt noch Nichts darüber geäußert, sondern sich im Stillen gegrämt. Zu ihrem Sohn hatte sie allerdings mehr als ein Mal gesagt, es sei zu beklagen, daß Mr. Robarts sich den Fuchsjägern anschlösse.

Lord Lufton hatte jedoch in dieser Beziehung keinen Trost für sie.

„Er jagt ja nicht regelmäßig, wie z. B. ich," pflegte er zu entgegnen, „und wenn er es auch thäte, so sehe ich nicht ein, was Unrechtes dabei wäre. Ein Amüsement muß der Mensch haben und wenn er Erzbischof wäre."

„Er hat Amüsement zu Hause," antwortete dann Lady Lufton. „Was macht mittlerweile sein Weib und — seine Schwester?"

Diese Anspielung auf Lucy ward jedoch sehr bald fallen gelassen.

Lord Lufton wollte seiner Mutter in diesem Punkte durchaus nicht beistehen. Er wollte den Vicar nicht ein Mal passiv entmuthigen. Mark und Lord Lufton waren mit einander aufgewachsen, und der Lord wußte, daß Mark einen Galopp querfeldein eben so gern machte, als er selbst. Und was war wohl Unrechtes dabei?

Lady Lufton's bester Beistand war Mark's eigenes Gewissen. Er hatte sich selbst mehr als ein Mal zur

Rede gestellt und sich vorgenommen, diesem Vergnügen zu entsagen. Wo blieben in der That seine Hoffnungen auf weitere Beförderung, wenn er auf dergleichen Abwege gerieth?

„Ich will aber auch," sagte er bei sich selbst, „nicht thun, als hielte ich Etwas für unrecht, was nach meiner innersten Ueberzeugung dies nicht ist."

Und so beschloß er, zwar die Fuchsjäger nicht zu meiden, aber sich von allen ihren sonstigen Untugenden rein und unbefleckt zu erhalten.

Dennoch machte sein Gewissen ihm fortwährend Vorwürfe, und er nahm sich nach einiger Zeit vor, nur noch dieses Jahr diesem Vergnügen zu fröhnen, dann aber es auf immer zu meiden.

Fanny sah ihn übrigens, wenn er an solchen Tagen wieder nach Hause kam, auf eine Weise an, die ihm zu Herzen ging. Sie sprach sich allerdings nie darüber aus, sie fragte nie in hämischem Tone und mit zornigen Blicken, ob er sich gut amüsirt habe; aber sie konnte, wenn er von selbst darüber sprach, ihm nicht mit Enthusiasmus antworten, obschon sie in andern Dingen, die ihn betrafen, stets enthusiastisch war.

Nach einiger Zeit machte er überdies die Sache noch schlimmer, denn gegen das Ende des Monats März beging er einen abermaligen Thorenstreich. Er

willigte beinahe ein, Sowerby ein theures Pferd abzukaufen — ein Thier, welches er keineswegs brauchte, und welches, wenn er es ein Mal beſaß, ihn ſicherlich noch zu andern Ausgaben verleitete. Wenn man ein gutes Pferd im Stalle hat, ſo will man es natürlich nicht müßig ſtehen laſſen. Wenn es ein Wagenpferd iſt, ſo möchte man auch damit ausfahren, und iſt es ein Jagdpferd, ſo wünſcht man ſich auch eine Meute Hunde dazu.

„Mark," ſagte Sowerby eines Tages zu ihm, als ſie mit einander ausgeritten waren, „mein Pferd iſt mir ein Wenig zu muthig, und ich kann es kaum noch reiten. Sie ſind jung und ſtark. Wir wollen auf ein paar Stunden tauſchen."

Sie tauſchten, und das Pferd, auf welchem Mark ſich nun befand, ging ganz herrlich.

„Es iſt ein ausgezeichnetes Thier," ſagte Mark, als ſie nach Beendung der Jagd wieder zuſammentrafen.

„Ja, für einen Mann von Ihrem Gewicht. Mir iſt es, wie geſagt, zu ſtark und zu muthig, denn ich fühle es doch, daß ich nicht mehr jung bin."

Und dann ſetzte Sowerby hinzu, daß der Vicar das Pferd für hundertunddreißig Pfund haben könne.

„Ich wünſchte wirklich, Sie nähmen es," ſagte

Sowerby. „Es würde mir dadurch zugleich eine große Last theilweise vom Herzen genommen."

Mark sah seinen Freund überrascht an, denn er verstand nicht sogleich, wie dies der Fall sein könne.

„Ich fürchte nämlich," fuhr Sowerby fort, „daß Sie früher oder später wegen jenes verfluchten Wechsels" — Mark fuhr zusammen, als diese profanen Worte an sein Ohr schlugen — „den Beutel ziehen müssen, und es wäre mir daher angenehm, zu wissen, daß Sie einen gewissen Werthgegenstand von mir in den Händen haben."

„Meinen Sie, daß ich die ganze Summe von fünfhundert Pfund bezahlen soll?"

„Ach, wer sagt denn das? Etwas aber werden Sie jedenfalls zu bezahlen haben. Wenn Sie daher das Pferd für hundertunddreißig Pfund nehmen wollen, so sind Sie wenigstens für diesen Betrag gedeckt, wenn Tozer zu Ihnen kommt. Es ist das ein Spottgeld für ein solches Pferd."

Mark erklärte erst in ruhigem, entschlossenem Tone, er brauche das Pferd nicht. Später aber bedachte er, wenn das Schicksal ihn ein Mal bestimmt habe, einen Theil von Mr. Sowerby's Schulden zu bezahlen, so könne er sich wenigstens so weit als möglich wiederbezahlt machen. Er thäte daher vielleicht klug, wenn er das Pferd nähme und wieder verkaufte.

Er überlegte hierbei nicht, daß er, wenn er dies that, Sowerby das Recht gab, zu sagen, es sei zwischen ihnen in Bezug auf jenen Wechsel ein Werth-Abkommen getroffen worden, wodurch er, der Vicar, in eine kaum wieder zu lösende Verwirrung von Geldgeschichten verwickelt werden konnte.

Mr. Sowerby wußte das recht wohl. Er ward dadurch in den Stand gesetzt, eine plausible Geschichte zu erfinden, ganz so, wie er es in jenem Falle mit Lord Lufton gemacht hatte.

„Nun, wollen Sie das Pferd haben?“ fragte Sowerby wieder.

„Vielleicht später, jetzt aber nicht,“ entgegnete der Vicar. „Was soll ich jetzt damit, wo die Saison beinahe vorüber ist?“

„Ganz recht, lieber Freund. Und was soll ich jetzt damit, wo die Saison vorüber ist? Wenn wir Anfang October hätten, anstatt Ende März, so verlangte ich für das Pferd zweihundert und dreißig Pfund, anstatt einhundert. In sechs Monaten können Sie für das Pferd verlangen, so viel Sie wollen. Sehen Sie nur seinen Knochenbau an!“

Der Vicar sah sich den Knochenbau an und untersuchte das Thier auf sehr sachverständige Weise, wie man es von einem Geistlichen kaum hätte erwarten sollen. Er hob ihm die vier Füße einen nach dem

andern auf, betaſtete die Hufe und maß mit dem Auge die Proportion der einzelnen Theile. Dann fuhr er ihm mit der Hand die Beine herauf und hinunter und ſpannte die Knochen des untern Gelenkes. Er beſichtigte genau die Augen, erwog die Weite der Bruſt, die Senkung des Rückens, die Form der Rippen, die Krümmung der Hanken und die Athmungsfähigkeit. Dann trat er ein Wenig hinweg, betrachtete es von der Seite und machte ſich ein allgemeines Bild von der Form des Ganzen.

„Er ſcheint mir ein Wenig überzuſtehen," ſagte der Vicär.

„Das liegt am Boden. Führe ihn ein Mal ein Stück weiter, Bob. So, nun laß ihn wieder ſtehen."

„Ganz vollkommen iſt er nicht," ſagte Mark. „Seine Hufe wollen mir nicht recht gefallen, aber ohne Zweifel iſt er ein ganz charmantes Thier."

„Das wollte ich meinen. Wenn er ganz vollkommen wäre, wie Sie verlangen, ſo bekämen Sie ihn nicht für hundertunddreißig Pfund. Können Sie ſich vielleicht entſinnen, jemals ein vollkommenes Pferd geſehen zu haben?"

Und ſo ward die Sache in Ausdrücken beſprochen, welche beitrugen, Sowerby den geheiligten Beruf ſeines Freundes immer mehr und mehr vergeſſen zu laſſen

und vielleicht auch auf den Vicar dieſelbe Wirkung zu äußern.

Doch nein. Mark vergaß ſeinen Beruf nicht; er dachte ſogar mehr als je daran, aber auf eine Weiſe, die jetzt ſtets eine peinliche für ihn war.

Es giebt ein Kirchſpiel Namens Hoggleſtock an der nördlichen Grenze des öſtlichen Bezirks der Grafſchaft, und zugleich die Grenze des weſtlichen berührend.

Ich fürchte beinahe, ich werde, ehe dieſe Erzählung beendet iſt, zur richtigen Veranſchaulichung dieſer Oertlichkeiten eine Karte von Barſetſhire entwerfen müſſen. Framley liegt auch in dem nördlichen Bezirk der Grafſchaft, aber ſüdlich von der großen Hauptbahn, von welcher die Zweigbahn nach Barcheſter an einem etwa dreißig Meilen London näher gelegenen Punkte abführt.

Die Station für Framley Court iſt Silverbridge, was jedoch in dem weſtlichen Bezirk der Grafſchaft liegt.

Hoggleſtock liegt nördlich von der Eiſenbahn, welche durch einen Theil des Kirchſpiels führt, und ſtößt an Framley, obſchon die Kirchen nicht weniger als ſieben Meilen von einander ſtehen.

Barſetſhire iſt im Ganzen genommen eine angenehme, grüne, baumreiche Grafſchaft mit großen

buſchigen Hecken, ſchönen feuchten, dunklen Heckengängen und Straßen mit breiten Grasrändern.

Dies iſt der allgemeine Charakter der Grafſchaft, an ihrer nördlichen Grenze ändert ſich derſelbe jedoch. Hier iſt das Land kahl und unſchön, mit niedrigen, künſtlichen Hecken und ohne Waldung, nicht unbebaut, aber doch ohne die beſondern Schönheiten der engliſchen Bodencultur.

Außer dem Hauſe des Geiſtlichen giebt es in dem ganzen Kirchſpiel Hoggleſtock keins, das auf einen gebildeten Beſitzer ſchließen ließe, und auch das Haus des Geiſtlichen iſt ziemlich armſeliger Art.

Es iſt häßlich, niedrig und klein. Es befindet ſich ein Garten an dem Hauſe, halb davor und halb dahinter.

Dieſer Garten dient aber, wie das übrige Kirchſpiel, keineswegs zur Zierde, obſchon er ziemlichen Nutzen gewährt. Er erzeugt Gemüſe, aber keine Bäume, Kartoffeln von vortrefflicher Art, aber faſt gar keine Blumen, und Nichts, was den Namen eines Strauchs verdiente.

In der That, das ganze Kirchſpiel Hoggleſtock ſollte zu der angrenzenden Grafſchaft gehören, die keineswegs ſo anziehend iſt, wie Barſetſhire.

Mr. Crawley, deſſen Name in unſerer Geſchichte, wenn auch nur beiläufig, bereits erwähnt worden,

war der Geiſtliche von Hoggleſtock. Er bezog eine Beſoldung von nur einhundert und dreißig Pfund jährlich, wofür er ſämmtliche Amtsgeſchäfte allein zu beſorgen hatte. Und Hoggleſtock iſt ein großes Kirchſpiel. Es ſchließt zwei volkreiche Dörfer ein, in welchen viele Ziegelſtreicher wohnen — eine Menſchenklaſſe, welche einem eifrigen Seelenhirten, der ſeine Pflegbefohlenen nicht ohne Weiteres in die Klauen des Satans fahren laſſen will, tüchtig zu ſchaffen machen können.

Mr. Crawley iſt früher als ein Geiſtlicher erwähnt worden, von welchem der Vicar Robarts ſagte, er halte es faſt für Sünde, ſich auch nur auf einem Spaziergange aus ſeinem Kirchſpiel zu entfernen. Indem Mark Robarts dies ſagte, machte er ſich natürlich über ſeinen Collegen blos luſtig, aber es läßt ſich nicht bezweifeln, daß Mr. Crawley in der That ein ſtrenger Mann war, der treulich ſeine Pflicht erfüllte und Gott und ſein eigenes Gewiſſen fürchtete.

Er war jetzt einige vierzig Jahre alt, befand ſich aber erſt ſeit vier oder fünf im Beſitz ſelbſt dieſer magern Pfründe. Die erſten zehn Jahre ſeines Lebens als Geiſtlicher hatte er als Hülfsprediger in einem kahlen, häßlichen, kalten Kirchſpiel an der nördlichen Küſte von Cornwallis zugebracht. Es war ein trauriges Leben und ein furchtbarer Kampf geweſen, ein

Leben, welches aus mit Undank vergoltenen und nicht immer genügend erfüllten Pflichten, aus Liebe und Armuth, aus wachsenden Sorgen, aus Krankheiten, Schulden und Tod zusammengesetzt war.

Mr. Crawley hatte nämlich fast unmittelbar nach seiner Ordination geheirathet und war Vater mehrerer Kinder geworden. Seine Frau besaß Bildung und viele gute Eigenschaften des Geistes und Herzens, aber keinen irdischen Reichthum.

Sie begannen ihren Haushalt mit einem einzigen kleinen barfüßigen vierzehnjährigen Mädchen als Magd, und eine Weile hatten sie sich, von ihrer wechselseitigen Liebe getragen, muthig durchgekämpft.

Dann waren Kinder gekommen. Das Weib des Tagelöhners zieht ihre Kinder heran, ohne auch nur so viel Bequemlichkeit zu haben, als Mistreß Crawley trotz ihrer Armuth immer noch zu Gebote standen, aber für diese war die Aufgabe fast größer, als sie zu lösen vermochte.

Nicht als ob sie jemals ermattet niedergesunken wäre. Sie war vielmehr standhafter als ihr Gatte, und stand muthig aufrecht, während ihm der Muth gänzlich entsank.

Oft beklagte er sich mit bittern Worten, daß die Welt zu feindselig gegen ihn sei, daß seine Schultern die Bürde nicht mehr zu tragen vermögen, daß Gott

ihn verlaſſen habe. Tagelang ſetzte er, wenn dieſe unglückliche Stimmung ſich ſeiner bemächtigte, keinen Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes und ſah kein anderes Geſicht, als die der Bewohner.

Dieſe Tage waren ſchrecklich für ihn und ſein Weib. In einem alten, um ihn herumſchlotternden Schlafrock ſaß er dann ungewaſchen und unraſirt da, faſt ohne zu eſſen oder zu trinken, nur ſelten ein Wort ſprechend und — obſchon oft vergebens — zu beten verſuchend. Von Zeit zu Zeit ſprang er von ſeinem Stuhl empor und forderte Gott mit einem wilden Ausbruch von Verzweiflung auf, ihn aus dieſem Elend hinwegzunehmen.

In dieſen Augenblicken wich das treue Weib nicht von ſeiner Seite und war unaufhörlich bemüht, ihn zu tröſten, bis er, nachdem er ſeiner Verzweiflung durch Thränen und Schluchzen Luft gemacht, ſich zu Bett legte und dann, nachdem er eine Nacht ruhig geſchlafen, wieder den Pflichten ſeines Berufs nachging.

Seine Gattin aber gab ſich nie der Verzweiflung hin, und nie überſtieg der Kampf ihre Kräfte.

Sie hatte früher einen nicht ungewöhnlichen Grad von Schönheit beſeſſen, aber davon war jetzt keine Spur mehr vorhanden. Die Röthe ihrer Wangen war erblichen, ſie magerte ab, bis ihre Finger denen eines Skeletts glichen. Ihr Auge verlor allerdings

seinen Glanz nicht, derselbe ward aber ein unnatürlicher, und das Auge selbst für ihr abgezehrtes Gesicht zu groß.

Die weichen braunen Locken, die sie einst so oft zurückgestrichen, waren jetzt dünn und vernachlässigt. Sie kümmerte sich jetzt nicht darum, ob sie gesehen würden, oder nicht. Ob ihr Gatte noch im Stande wäre, die Kanzel zu besteigen, ob ihre vier Kinder satt und vor der rauhen Witterung geschützt wären — das war jetzt das Einzige, worauf ihr Augenmerk gerichtet war.

Zwei der Kinder starben, und sie ging selbst hinaus, um sie in den gefrorenen Erdboden betten zu sehen und ihren Gatten zu stützen, damit er bei dieser Schmerzensarbeit nicht ohnmächtig niedersänke, denn er bat keinen Menschen um Beistand — dies war wenigstens bei allem Elend sein Stolz.

Zwei der Kinder starben, aber ihre Krankheit hatte lange gedauert, und dann geriethen die unglücklichen Eltern in Schulden, in welche sie während der letzten fünf Jahre immer tiefer versanken.

Wer kann seine Kinder hungern sehen und nicht Brod nehmen, wenn es ihm angeboten wird? Und so waren sie in Schulden gerathen, und rohe Menschen drängten sie um kleine Summen Geldes — klein für die Welt, aber riesig groß für die armen Schuldner.

Und der unglückliche Vater hielt sich in dem innersten Zimmer seines ärmlichen Hauses verborgen — aus tiefer Scham vor der Welt, mit sinkendem Herzen und gebeugtem Geiste.

Aber hatte ein solcher Mann denn keinen Freund? wird man fragen.

Solche Leute erwerben sich allerdings nicht viele Freunde. Ganz freundlos aber war dieser Mann nicht. Fast jedes Jahr ward ihm auf seiner Hülfspredigerstelle in Cornwallis ein Besuch von einem Collegen abgestattet, von einem alten Universitätsfreund, welcher ihn und sein Weib unterstützte, so viel in seinen Kräften stand. Dieser Mann nahm seine Wohnung eine Woche lang bei einem benachbarten Pächter, und obschon er Mr. Crawley in Verzweiflung fand, so verließ er ihn doch mit einigen Tropfen des Trostes in seiner Seele.

Auch war er nicht der Einzige, der während dieses Beisammenseins Wohlthaten spendete. Mr. Crawley konnte, obschon er zu manchen Zeiten schwach für sich selbst war, doch stark sein für Andere, und war mehr als ein Mal stark zum großen Vortheil dieses Mannes, den er liebte.

Und auch pecuniäre Unterstützung fand sich — in jenen frühern Jahren allerdings nicht in großen Summen, denn dieser Freund gehörte damals nicht zu

den Reichen der Erde — aber doch hinreichend für den bescheidenen Herd, dafern nur die Annahme zu erwirken war.

In dieser Beziehung aber ergaben sich Schwierigkeiten ohne Ende. Von directen Geldgeschenken wollte Mr. Crawley durchaus Nichts wissen. Wohl aber ward hier und da eine Rechnung bezahlt, und Schuhe wurden für Kate gebracht, bis Kate keine mehr brauchte, und Tuch für Harry und Frank fand seinen Weg verstohlen in den einsamen Koffer der Mutter — Tuch, wovon diese abgezehrten Finger Kleider für die beiden Knaben fertigten, welche Kleider aber — so wollte es Gott — nur von Einem getragen werden sollten.

Achtes Kapitel.

Lady Lufton's Abgesandter.

Nach einiger Zeit fand Mr. Crawley's Freund, dessen Namen wir noch nicht genannt haben, rasche und große Beförderung. Mr. Arabin hieß er damals — Doctor Arabin später, als diese rasche und große Beförderung ihren Höhepunkt erreichte. In jenen frühern Jahren war er einfacher Collegiat gewesen. Dann ward er Vicar von St. Ewold in East Barsetshire und heirathete die Wittwe Bold, eine Frau mit Grundbesitz und baarem Geld und einem einzigen, noch ganz kleinen Kinde. Er war mit ihr noch nicht ein Mal vermählt, sondern nur erst verlobt, als er auch schon zum Dekan von Barchester gemacht ward, wie dies Alles in der Chronik der Diöcese und der Grafschaft zu lesen ist.

Und nun, wo er reich war, fand der neue Decan mit Beihülfe eines Sachwalters Mittel und Wege, um die Schulden seines armen Freundes zu bezahlen. Dieselben machten zusammengenommen immer noch eine nur kleine Summe aus, denn sie beliefen sich nicht viel über hundert Pfund.

Nach etwa achtzehn Monaten erhielt der Decan Gelegenheit, seinem Freunde das Predigeramt in Hoggleſtock zu verschaffen, welches jährlich einhundert und dreißig Pfund einbrachte. Es war dies, wenn auch nicht viel, doch das Doppelte des Einkommens der Hülfspredigerstelle in Cornwallis, und überdies gehörte auch ein Haus dazu.

Als die arme Miſtreß Crawley dies hörte, glaubte sie, all' ihrer Noth und Armuth sei nun auf immer ein Ende gemacht. Was ließ sich nicht mit hundert und dreißig Pfund von Leuten thun, welche zehn Jahre lang von siebzig gelebt hatten!

Und so zogen sie hinweg aus diesem kalten, kahlen Lande, nahmen ihre bescheidenen Hausgötter mit und ließen sich in einem andern Lande nieder, welches ebenfalls kalt und kahl war, aber doch in weniger schrecklichem Grade, als das erstere. Sie ließen sich nieder, und wieder begannen ihre Kämpfe gegen die Härte der Menschen und die Tücke des Schicksals.

Ich habe schon gesagt, daß Mr. Crawley ein

ſtrenger, ſchroffer Mann war. Er war kein Freund von Geſellſchaft und mißtrauiſch gegen Alle, welche den Umgang ihrer Mitmenſchen ſuchten. Er war feſt überzeugt, daß alle ſeine Leiden ihm von Gott geſendet worden und daß ſie zuletzt zu ſeinem Beſten dienen würden, aber nichtsdeſtoweniger ward er dadurch ſchweigſam und mürriſch gemacht.

Das Beſitzthum Framley hatte als ſolches Nichts mit dem Kirchſpiel Hoggleſtock zu ſchaffen, nichtsdeſtoweniger aber that Lady Lufton Alles, was in ihren Kräften ſtand, um ſich dieſen neuen Ankömmlingen freundlich zu erweiſen. Die Vorſehung hatte Hoggleſtock nicht mit einer Lady Lufton oder mit einem Erſatz dafür in Geſtalt eines Lord oder Squire geſegnet. Die Pächter von Hoggleſtock mit ihren Weibern waren eine rohe Menſchenklaſſe, und Lady Lufton, welche dies wußte und durch Miſtreß Arabin, die Gattin des Decans, zuweilen von dieſen Crawleys hörte, putzte ihre Lampen, damit ſie helleres Licht verbreiteten und einen Theil ihres wohlthätigen Einfluſſes auf dieſen verlaſſenen Haushalt ausſtrömten.

Was Miſtreß Crawley betraf, ſo fand Lady Lufton keineswegs, daß ihre Wohlthaten und ihr guter Wille weggeworfen waren. Miſtreß Crawley nahm die ihr erzeigte Güte mit Dankbarkeit hin und gewann

allmählich ein besseres Vertrauen zum Leben und der Welt.

Von einer Einladung nach Framley Court konnte allerdings nicht die Rede sein. Mr. Crawley wollte, dies wußte sie, durchaus Nichts davon hören, selbst wenn die Sache in Bezug auf Kleider und sonstige Erfordernisse ausführbar gewesen wäre. Trotzdem aber war Lady Lufton ein großer Trost für die arme Frau, und diese fühlte, wie gut es sei, eine so edle Wohlthäterin in der Nähe zu haben.

Mit Mr. Crawley war die Aufgabe eine weit schwerere, obschon keine unmögliche. Lady Lufton sprach mit ihm von seinem Kirchspiel und dem ihrigen. Sie bewog Mark Robarts, zu ihm zu gehen, und wußte ihn auf diese Weise allmählich zu civilisiren.

Nach und nach entstand zwischen ihm und Mark Robarts die vertrauteste Freundschaft. Robarts unterwarf sich seiner Meinung in kirchlichen und selbst theologischen Rechtsfragen, hörte ihn geduldig an, stimmte mit ihm überein, wo es möglich war, und erklärte seine abweichende Ansicht in sanften Worten, denn Robarts war ein Mann, der sich allen Menschen angenehm machen konnte.

Und so entstand unter Lady Lufton's Auspicien zwischen Framley und Hogglestock ein Zusammenhang, welchen Fanny Robarts ebenfalls befestigen half.

Und jetzt, wo Lady Lufton ſich umſchaute, um zu ſehen, wie ſie am Beſten durch geeigneten geiſtlichen Einfluß auf ihren weltlich geſinnten, jagdliebenden Vicar einwirken könnte, fiel ihr ein, daß ſie ſich Mr. Crawley's zu dieſem Zwecke bedienen könnte.

Dieſer war, ſo weit die Meinung in Frage kam, ganz gewiß auf ihrer Seite und ſcheute ſich nicht, ſich ſeinem Collegen gegenüber freimüthig auszuſprechen. Deßhalb ſchickte ſie nach Mr. Crawley.

Was äußere Erſcheinung betraf, ſo war er gerade das Gegentheil von Mark Robarts. Er war ein hagerer Mann mit leichtgekrümmten Schultern und hellblondem, langem, ſchlichtem Haar. Seine Stirn war hoch, aber ſein Geſicht war ſchmal, ſeine kleinen grauen Augen waren tief in den Kopf eingeſunken, ſeine Naſe war gut geformt, ſeine Lippen dünn und ſein Mund ausdrucksvoll. Niemand konnte ihn anſehen, ohne zu erkennen, daß in dieſem Geſicht Selbſtbewußtſein und Bedeutung lag.

Er trug Sommer und Winter ſtets einen langen, dunkelgrauen Rock, der bis an den Hals herauf zugeknöpft ward und bis auf die Ferſen herabging.

Er war volle ſechs Fuß lang, ſah aber, da er ſo ſchlank gebaut war, aus, als ob er noch viel länger wäre.

Er gehorchte Lady Lufton's Ruf sofort und stieg in den Wagen neben den Diener, mit welchem er während der ganzen Fahrt kein Wort sprach, und der, als er ihm in's Gesicht sah, von derselben Schweigsamkeit angesteckt ward.

Lady Lufton schüttete ihm sofort in Bezug auf Mark Robarts ihr Herz aus.

„In seiner Kirche," sagte sie, „ist er ganz der Geistliche, den ich darin zu sehen wünsche, aber er ist so jung in's Amt gekommen, daß er mir noch nicht so gesetzt und ruhig zu sein scheint, wie er nach meiner Ansicht sein sollte. Ich weiß wohl, daß dies zum Theil meine eigene Schuld ist, und daß ich ihm als so jungem Mann dieses Amt nicht hätte übertragen sollen."

„Das glaube ich auch," sagte Mr. Crawley, der sich bei diesem Punkt vielleicht eines bittern Gefühls nicht erwehren konnte.

„Ja wohl, ja wohl," fuhr die Lady fort, „doch das ist nun ein Mal geschehen und läßt sich nicht ändern. Daß Mr. Robarts seinem Stande Ehre machen wird, daran zweifle ich nicht, denn er hat das Herz auf dem rechten Flecke, und seine Gesinnungen und Ansichten sind gut, aber ich fürchte, daß er gegenwärtig der Versuchung nicht gewachsen ist."

„Ich habe gehört, daß er zwei bis drei Mal

wöchentlich mit auf die Fuchsjagd reitet. Alle Welt ſpricht davon."

„Nein, Mr. Crawley, nicht zwei oder drei Mal wöchentlich; ſehr ſelten mehr als ein Mal, glaube ich. Und dann thut er es auch, glaube ich, mehr in der Abſicht, mit meinem Sohne beiſammen zu ſein, als aus einem andern Grunde."

„Ich ſehe aber nicht ein, daß dadurch die Sache beſſer gemacht würde," ſagte Mr. Crawley.

„Nun es würde wenigſtens beweiſen, daß er nicht gerade mit Leidenſchaft einem Hange fröhnt, den ich bei einem Geiſtlichen nur als ein Laſter betrachten kann."

„Dieſer Hang muß bei allen Menſchen als ein Laſter betrachtet werden," entgegnete Mr. Crawley. „Er iſt an und für ſich grauſam und führt zu Müſſiggang und Ausſchweifung."

Auch dieſe Bemerkung ſchluckte Lady Luſton hinunter. Sie hatte Mr. Crawley zu ihrem Beiſtande hergerufen und fühlte, daß es nicht räthlich ſein würde, ſich mit ihm zu ſtreiten. Dennoch aber gefiel es ihr nicht, daß ihr geſagt ward, der Zeitvertreib ihres Sohnes ſei ein müſſiger und laſterhafter. Sie hatte die Hetzjagd ſtets als eine angemeſſene Beſchäftigung für einen Landedelmann betrachtet. Es war dies in ihren Augen gleichſam eine der eigenthümlichen Inſti-

tutionen des Landlebens in England, und sie betrachtete dieselbe wie etwas Geheiligtes. Uebrigens hatte sie auch Mr. Crawley nicht über diesen Punkt zu Rathe zu ziehen gewünscht. Nichtsdestoweniger bezwang sie ihren Aerger.

„Für einen Geistlichen schickt sich ein solches Vergnügen jedenfalls nicht," sagte sie, „und da ich weiß, daß Mr. Robarts auf Ihre Meinung Etwas giebt, so werden Sie vielleicht meinen Wunsch erfüllen, wenn ich Sie bitte, ihm zu rathen, daß er sich für die Folge dieser Zerstreuung enthalte. Wollte ich mich persönlich in diese Frage mischen, so könnte ihn dies leicht unangenehm berühren."

„Das steht allerdings nicht zu bezweifeln," sagte Mr. Crawley. „Einer Frau kommt es nicht zu, einem Geistlichen in einer solchen Sache einen Rath ertheilen zu wollen, es wäre denn, daß sie ihm sehr nahe stände und sehr theuer — daß sie sein Weib, oder seine Mutter, oder seine Schwester wäre."

„Da ich aber derselben Gemeinde angehöre, wissen Sie, und vielleicht" — „die tonangebende Person darin bin," wären die passenden Worte für den Ausdruck von Lady Lufton's Ideen gewesen, aber sie besann sich noch und gebrauchte diese Worte nicht. Sie sah ein, daß, so groß ihr Einfluß auch sein sollte, sie doch nicht die geeignete Person war, um ihren Vicar in

Bezug auf seine anstößigen, unpriesterlichen Gewohnheiten zur Rede zu stellen, und sie versuchte daher auch nicht, zu beweisen, daß sie diese geeignete Person sei.

„Sehr richtig," sagte Mr. Crawley. „Alles Dies würde ihn berechtigen, Ihnen *seinen* Rath anzubieten, wenn er glaubte, daß Ihre Lebensweise denselben nöthig mache, aber Sie würden dadurch keineswegs das Recht erhalten, *ihn* zur Rede zu stellen."

Dies war sehr hart gegen Lady Lufton. Sie bemühte sich aus allen Kräften, ihr Bestes zu thun, und es so zu thun, daß der Fehlende möglichst geschont würde, aber dennoch begegnete ihr der geistliche Tröster, den sie zu Hülfe gerufen, als ob sie anmaßend und übermüthig wäre. Sie erkannte die Schwäche ihrer eigenen Stellung in Bezug auf ihren Geistlichen dadurch an, daß sie Mr. Crawley zu Hülfe rief, und unter diesen Umständen hätte er sich wohl enthalten können, ihr diese Schwäche vorzurücken.

„Wohlan, Sir," entgegnete sie, „ich hoffe, daß meine Lebensweise so Etwas nicht nöthig macht, doch gehört dies nicht gerade zur Sache. Ich wünsche hauptsächlich zu wissen, ob Sie mit Mr. Robarts sprechen wollen?"

„Ja wohl, recht gern," entgegnete Mr. Crawley.

„Dann werde ich Ihnen dafür sehr dankbar sein. Aber, Mr. Crawley, vergessen Sie ja nicht — unter

keiner Bedingung möchte ich, daß Sie schroff oder unfreundlich gegen ihn wären. Er ist ein vortrefflicher junger Mann und" —

„Lady Lufton, wenn ich es thue, so kann ich es blos nach meiner eigenen Weise thun, so gut es in meinen Kräften steht, und mit den Worten, welche Gott mir dann eingeben wird. Ich hoffe nicht, daß ich gegen irgend einen Menschen schroff bin, auf alle Fälle ist es aber schlimmer als nutzlos, etwas Anderes zu sprechen, als die Wahrheit."

„Versteht sich — versteht sich."

„Wenn die Ohren zu zart sind, um die Wahrheit zu hören, so ist auch der Geist zu verkehrt, um dieselbe zu benutzen."

Und mit diesen Worten erhob sich Mr. Crawley, um Abschied zu nehmen.

Lady Lufton bestand aber darauf, daß er erst einen Imbiß mit ihr zu sich nähme.

Er stotterte, ward verlegen und wollte die Einladung ablehnen, in diesem Punkte aber stand Lady Lufton fest.

Es war wohl möglich, daß es sich für sie nicht schickte, einem Geistlichen in Bezug auf seine Pflichten einen guten Rath ertheilen zu wollen. In Sachen der Gastfreundschaft aber wußte sie, wie weit sie zu

gehen hatte. Mr. Crawley sollte das Haus nicht verlassen, ohne einige Erfrischungen zu sich genommen zu haben.

Hierin setzte sie ihren Willen auch durch, und Mr. Crawley ward, als es sich um kalten Rinderbraten und warme Kartoffeln, anstatt um die Stellung eines Geistlichen zu den Mitgliedern seines Kirchspiels handelte, demüthig, unterwürfig und fast schüchtern. Lady Lufton empfahl Madeira anstatt Sherry, und Mr. Crawley gehorchte sofort, ohne Etwas von dem Unterschied zu ahnen.

Dann ward ein Korb Gemüse für Mistreß Crawley in den Wagen gesetzt, ein Geschenk, welches er gern zurückgelassen, wenn er es gewagt hätte, aber er wagte es nicht. Von der Marmelade für die Kinder, welche unter dem Gemüse versteckt war, ward ihm kein Wort gesagt, denn Lady Lufton war überzeugt, daß diese auch ohne seine Mitwirkung den Weg zu ihrer geeigneten Bestimmung finden würde. Und somit ward Mr. Crawley wieder nach Hause zurückbefördert.

Drei oder vier Tage später ging er zu Fuße hinüber nach dem Pfarrhause Framley. Er that dies an einem Sonnabend, denn er hatte erfahren, daß an diesem Tage niemals Hetzjagden stattfänden, und er brach zeitig auf, um den Vicar noch sicher zu Hause

anzutreffen, ehe derselbe in seinen Amtsgeschäften ausginge. Er erreichte auch seinen Zweck wirklich, denn als er ungefähr halb zehn Uhr in das Pfarrhaus trat, setzte der Vicar mit seiner Gattin und seiner Schwester sich eben zum Frühstück nieder.

„Ah, Crawley, sind Sie es?" rief Robarts, ehe der Eintretende Etwas sagen konnte; „das freut mich!"

Und dann bewog er ihn, Platz zu nehmen, und Fanny schenkte ihm eine Tasse Thee ein, und Lucy versah ihn mit Teller und Messer, ehe er noch wußte, mit welchem Vorwand er seinen unerwarteten Besuch entschuldigen sollte.

„Sie nehmen mir meine Zudringlichkeit hoffentlich nicht übel," murmelte er endlich; „ich habe einige Worte in Geschäftsangelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, für welche ich mir Ihre sofortige Aufmerksamkeit erbitten möchte."

„Ich stehe zu Diensten," sagte Mark, indem er Mr. Crawley ein Stück Braten vorlegte. „Es giebt aber für geschäftliche Besprechungen keine bessere Vorbereitung, als ein gutes Frühstück. Lucy, reiche Mr. Crawley die Butterschnitten. Eier, Fanny — wo sind die Eier? — So ist's recht. Ich esse meine Eier stets, so lange sie warm sind, Crawley, und rathe Ihnen, Dasselbe zu thun."

Auf alles Dies sagte Mr. Crapley sehr Wenig und fühlte sich unter diesen Umständen durchaus nicht heimisch. Vielleicht dachte er an den Unterschied zwischen dem Frühstück, welches er auf seinem eigenen Tische zurückgelassen, und dem, welches er jetzt vor sich sah, und an die Ursache, in welcher dieser Unterschied seinen Grund hatte.

Wenn er aber auch daran dachte, so war es doch ein sehr flüchtiger Gedanke, denn er war vollauf mit ganz andern Dingen beschäftigt.

Endlich war das Frühstück beendet, und nach einigen Minuten saßen die beiden Geistlichen mit einander allein im Studirzimmer.

„Mr. Robarts," begann der Aeltere, nachdem er auf einem der gewöhnlichen Stühle an dem entfernten Ende des Tisches Platz genommen, während Mark bequem in seinem Lehnstuhl am Feuer saß, „ich komme in einer unangenehmen Angelegenheit zu Ihnen."

Mark dachte sofort an Mr. Sowerby's Wechsel, hielt es aber nicht für möglich, daß Mr. Crawley Etwas damit zu thun haben könne.

„Als College aber," fuhr Mr. Crawley fort, „und als ein Mann, der Sie achtet und Ihnen wohlwill, habe ich es für meine Pflicht erachtet, diese Sache in die Hand zu nehmen."

„Aber was für eine Sache ist es denn, Crawley?"

„Mr. Robarts, die Leute sagen, Ihre gegenwärtige Lebensweise sei von der Art, wie sie einem Streiter Christi nicht gezieme."

„Die Leute sagen es! Was für Leute?"

„Die Leute um Sie her, aus Ihrer eigenen Nachbarschaft, die Leute, welche Ihre Lebensweise beobachten und Ihr ganzes Thun und Lassen kennen, die Leute, welche in Ihnen eine Leuchte sehen möchten, um die eigenen Schritte danach zu lenken, die aber finden, daß Sie mit Jägern und Reitknechten verkehren, hinter Hunden hergaloppiren und Ihren Platz unter den eitelsten weltlicher Freudensucher einnehmen, die Leute, welche das Recht haben, von Ihnen ein Vorbild guten Lebenswandels zu erwarten, und der Meinung sind, daß sie ein solches nicht sehen."

Mr. Crawley war der Sache sofort auf den Grund gegangen und hatte sich dadurch seine Aufgabe allerdings bedeutend erleichtert, denn diese Verfahrungsweise ist, wenn es sich um eine unangenehme Angelegenheit handelt, alle Mal die beste.

„Und haben diese Leute Sie hierher geschickt?" fragte der Vicar.

„Es hat mich Niemand hergeschickt und es hat mich Niemand hierher schicken können," antwortete Crawley.

„Ich bin gekommen, um meine eigene Meinung, aber nicht die eines Andern auszusprechen. Ich verweise Sie auf das, was die Leute um Sie herum denken und sagen, blos aus dem Grunde, weil diese es sind, gegen welche Sie Pflichten zu erfüllen haben. Sie sind es Ihrer Umgebung schuldig, ein gottseliges, makelloses Leben zu führen, ebenso wie Sie dies in noch viel höherem Grade Ihrem Vater im Himmel schuldig sind. Ich erlaube mir jetzt, Sie zu fragen, ob Sie Ihr Möglichstes gethan haben, um ein solches Leben zu führen?"

Und dann schwieg Mr. Crawley und wartete auf Antwort.

Er war ein eigenthümlicher Mann, so demüthig und schüchtern, so überaus unbeholfen im gewöhnlichen Verkehr des Lebens, aber dabei so kühn und unternehmend, ja fast beredt, wenn es den einen Gegenstand galt, welcher das Werk seines Geistes war.

Während er so dasaß, schaute er in das Gesicht seines Amtsbruders aus seinen eingesunkenen grauen Augen mit einem Blick heraus, vor welchem sein Opfer zitterte. Und dann sagte er nochmals:

„Ich erlaube mir, Sie zu fragen, Mr. Robarts, ob Sie Ihr Möglichstes thun, um ein Leben zu führen, wie es einem Geistlichen unter seinen Kirchkindern zukommt?"

Und wieder wartete er auf Antwort.

„Es giebt," entgegnete Mark in gedämpftem Tone, „unter uns nur Wenige, welche diese Frage mit einem unbedingten Ja beantworten könnten."

„Aber glauben Sie, daß es unter uns Viele giebt, welche diese Frage so schwer zu beantworten finden würden, wie Sie?" fragte Crawley. „Und selbst wenn es deren Viele gäbe, würden Sie, ein junger, unternehmender und talentvoller Mann, es gern sehen, wenn Sie mit darunter gezählt würden? Wollen Sie ein Ausgestoßener sein, nachdem Sie den Harnisch eines Streiters Christi angelegt? Wenn Sie dies sagen, dann habe ich mich in Ihnen geirrt und will meines Weges gehen."

Es trat wieder eine Pause ein, und dann fuhr Mr. Crawley fort:

„Sprechen Sie, mein Bruder, und öffnen Sie, wenn es möglich ist, Ihr Herz."

Er erhob sich, indem er dies sagte, von seinem Stuhl, ging über das Zimmer und legte seine Hand zärtlich auf Mark's Schulter.

Mark hatte bis jetzt in nachlässiger Haltung in seinem Stuhl gesessen, und anfangs, wenn auch nicht lange, die Absicht gehabt, Alles mit Gleichmuth über sich ergehen zu lassen. Diese Absicht war ihm jedoch

mittlerweile gänzlich untreu geworden. Er richtete sich aus seiner bequemen Stellung auf und lehnte sich, den Ellbogen auf den Tisch stützend, vorwärts. Als er aber die letzten Worte Crawley's hörte, ließ er den Kopf auf die Arme niedersinken und begrub das Gesicht zwischen den Händen.

„Es ist eine furchtbare Verirrung," fuhr Crawley fort, „doppelt furchtbar durch die Schwierigkeit der Umkehr. Es ist aber nicht möglich, daß Sie sich freiwillig zu der Zahl jener leichtsinnigen Sünder gesellen, deren Ermahnung und Zurechtweisung Ihnen Ihr Amt gebietet. Sie werden ein auf die Jagd gehender Priester und reiten mit fröhlichem Herzen unter Gotteslästerern und Spöttern, Sie, der sonst so hoch strebte und so oft und so gut von den Pflichten eines Dieners Christi gesprochen hat, Sie, der Sie in Ihrem Stolz in Bezug auf die kleinlichen Einzelnheiten Ihrer Kirche mit so vielem Scharfsinn streiten können, als ob die einfache Lehre ihrer großen einfachen Wahrheiten für Ihre Energie nicht genug wäre. Ist es möglich, daß ich während aller jener eifrigen Controversen blos mit einem Heuchler zu thun gehabt?"

„Ich bin kein Heuchler — ich bin kein Heuchler!" rief Mark in einem Tone, der fast an Schluchzen streifte.

„Aber ein Verlorener! Muß ich Sie wirklich so nennen?“ entgegnete Crawley. „Doch nein, Mr. Robarts, nicht ein Verlorener und auch kein Heuchler, sondern ein Verirrter, der im Dunkeln vom rechten Weg abgekommen und sich an den Steinen die Füße verwundet hat. Möge er hinfort eine Leuchte in die Hand nehmen und vorsichtig seinen Weg wandeln unter den Dornen und Felsen — vorsichtig, aber dennoch kühn, mit männlichem Muthe, aber christlicher Demuth, wie alle Menschen auf ihrer Wallfahrt durch dieses Jammerthal wandeln sollen.“

Und dann, ohne seinem Freund Zeit zu lassen, ihn zurückzuhalten, eilte er aus dem Zimmer und aus dem Hause hinaus und kehrte stolz seinen Weg nach Hogglestock zurück, indem er so, in Erfüllung der ihm gewordenen Mission, vierzehn englische Meilen im tiefen Koth und Morast zu Fuße zurücklegte.

Es dauerte einige Stunden, ehe Mr. Robarts sein Zimmer verließ. Sobald er fand, daß Crawley wirklich fort war und daß er ihn nicht wiedersehen würde, schloß er sich ein und setzte sich wieder nieder, um sein gegenwärtiges Leben zu überdenken.

Gegen eilf Uhr pochte Fanny an. Sie wußte nicht, ob jener seltsame andere Geistliche noch dasei oder nicht, denn Niemand hatte ihn fortgehen sehen.

Mark antwortete jedoch in heiterem Tone und sprach den Wunsch aus, bei seinen Studien nicht gestört zu werden.

Wir wollen hoffen, daß seine Gedanken und Entschlüsse von Nutzen für ihn waren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.